



Berlin, den 19. April 1902.

## Palinodie.

**H**err Friedrich Lehmann wurde wüthend, wenn man ihn einen Achtundvierziger nannte. Er war im rothen Lenz geboren worden, am Abend des Tages, wo Friedrich Wilhelm vor der Leichenparade den Hut ziehen ließ. „Wesshalb aber ist man nicht erst Achtundvierziger?“ „Ausungst heute so höhnisch, so nach einer Ehrfurcht, die mühsam das Lachen verhält. Man denkt an einen zottigen Braubart, an Schaftstiefel, Havelock, Schlapphut, an verwitterte Ideale. Und Friedrich Lehmann hielt sich für höchst modern. Seit er in England gewesen war, ging er nie ohne Cylinderhut aus, trug Schnürstiefel und Kleider nach modischem Schnitt, den Bart, der erst sacht ergraute, assyrisch, ganz kurz geschnitten. Ein eleganter Herr in den besten Jahren. Auch schalt er die neue Zeit nicht. Manches war freilich anders gekommen, als er gewünscht hatte, und mit den Bismärckern konnte er sich nie befreunden; zu wenig Ethos; kein Gefühl für die Bedeutung sittlicher Mächte im Völkernleben. Damit wars nun ja aber aus und nach langer Noth der Geist der Nation der Lehre ewiger Wahrheiten wieder offen. Die Zeit des Liberalismus nahte und Herr Friedrich Lehmann erbat vom Schicksal nur das eine Geschenk: diese Morgenröthe ihn noch sehen zu lassen. Auf jedes Symptom achtete er und kam in Wallung, wenn irgendwo in der Welt ein Kampf für die Freiheit verkündet wurde. Dabei war er ein guter Kaufmann; Politik und Geschäft aber waren für ihn getrennte Gebiete, deren Grenzen ein Ehrenmann respectiven müsse. Nichts konnte ihn so ärgern wie die Mei-

gung jüngerer Leute, bei der Politik ans Geschäft, beim Geschäft an die Politik zu denken. Da war sein Neffe Ernst Meyer. Ein geheimer Mensch, ders in der Großindustrie früh zu einem Direktorposten gebracht hatte und mit dem sich angenehm plaudern ließ. Wenn er nur nicht gar so nüchtern wäre, so unfähig jeder Begeisterung! Immer die selbe Stepfis, die selbe kühle Ablehnung aller Emphase. Ein Junggeselle, der schon ein hübsches Vermögen erspart hat und doch für öffentliche Angelegenheiten nicht mobil zu machen ist, trotzdem er am eigenen Leibe die Wirkung unserer Rückständigkeit spüren mußte. Nicht einmal Reserveoffizier war er, als Judensohn, geworden; und hatte sich im Dienst doch redlich geplagt. Wenn in Gesellschaft die Rede auf Militärverhältnisse und Uebungen kam, wurde er verlegen und suchte dem Gespräch eine andere Wendung zu geben. Für den nöthwendigen Kampf gegen die Reaktion aber war er nicht zu haben. Politik ist Kofoko, sagte er und war stolz darauf, daß er seit zehn Jahren keinen Parlamentsbericht mehr gelesen habe. Ihre Plauderstunden endeten fast jedesmal mit einer Dissonanz. Doch der Onkel mochte diese Seele nicht aufgeben. Nach der ersten Flasche Perrier-Fouet ging es gewöhnlich los. Und heute konnte Herr Friedrich Lehmann so lange nicht warten. Sein Herz war zu voll, die Gelegenheit zu günstig, einem Verirrten endlich den richtigen Weg zu weisen.

„Na? Wie denken wir denn über Belgien? Dein Lieblingsatz war ja immer: Industrie ist Freiheit. Damit bohrtest Du sämtliche Frachtdampfer meiner Hoffnungen in den Grund. Industrie ist Kultur. Nur keine politische Aufregung; Alles kommt von selbst. Enrichissez-vous! Die Reichsten sind die Stärksten. Eine neue Maschine ist wichtiger als ein Duzend Gesetze. Und so weiter. Ich könnte das ganze Pensum herunterleiern. Fürchte aber, daß die reisere Jugend nicht Recht behält; oder hoffe vielmehr, denn ich möchte in Deiner Businesswelt nicht leben. Industrie giebt's in Belgien doch genug. Auch an Geld fehlt es nicht; die Staatseinnahmen haben sich in den letzten zwölf Jahren verdoppelt. Von Freiheit aber merke ich nicht viel. Wer Augen hat, muß diesmal sehen. Nicht für höheren Lohn kämpfen die Leute. Sie legen die Arbeit nieder, hungern mit Weib und Kind, setzen sich auf der Straße den Uebergriffen der bewaffneten Macht aus, weil sie nicht länger in Unfreiheit leben wollen. Sie fordern ihren Theil an der Regierung. Und trotz allem Gerede von Klassenkämpfen marschiren Bürger und Arbeiter hier vereint. Der Druck der klerikalen Herrschaft lastet so schwer auf dem Lande, daß der Wunsch, von ihm befreit zu sein, alle Parteiunterschiede verwischt. Lange genug hat man diesen armen Menschen den Himmel

mit Ketten verhängt. Jetzt wollen sie endlich wieder die Sonne sehen, frei denken und die idealen Güter, für die einst die Väter ihr Blut vergossen, wenigstens den Kindern sichern. Noch ist nicht vorauszusagen, was sie erreichen werden und ob aus den Putsch eine Revolution wird. Die Führer predigen ja Mäßigung. Aber es ist ein großes Beispiel und der beste Beweis, daß die Interessenpolitik noch nicht unumschränkt die Köpfe beherrscht.“

„Ja . . . Die Geschichte hat uns auch beschäftigt. Zuerst zogen Kohlen an und man glaubte, Friedländer und Arnhold gratuliren zu können. Wenn im Borinage acht oder vierzehn Tage nichts gefördert wurde, mußten die Preise ordentlich klettern. Mir schien die Rechnung gleich falsch. Generalstrife hin oder her: der Ausstand konnte nicht auf die Kohlengruben beschränkt bleiben. Und sobald er andere Industrien ergriff, war wieder keine Kohlennoth zu erwarten. Das hat die Börse auch bald eingesehen und den Haussiers die Wahlzeit verdorben. Immerhin waren's eilige Tage. Der Gedanke, Belgien könne Wochen lang feiern und ein Bißchen Germinal spielen, ist nicht leicht auszudenken. Gerade vor den französischen Wahlen. Ein Funke, der über die Grenze fliegt, würde den schönsten Brand ansachen. Natürlich hatte die Sache auch ihre guten Seiten. In Geschäften gilt ja fast immer das martialische Wort: *Sunt mala, sunt quaedam bona, sunt mediocria plura*. Je sauler es den Belgiern geht, die als Konkurrenten mit allen Hunden geheht sind, um so besser für uns. Heutzutage aber fürchtet man jede Ueberraschung und ist schon zufrieden, wenn Alles ruhig bleibt. Wir schleppen noch zu viele Leichen mit, um Sprünge wagen zu können. Namentlich jetzt, wo Jeder nur nach London und Pretoria horcht und die Entscheidung über den Krieg und die südafrikanische Zukunft fallen muß, brauchen Leopolds Unterthanen uns nicht noch nervöser zu machen.“

„Und sonst hat Dich an der Sache nichts interessiert?“

„Doch. Zum Beispiel der amüsante Unfug, der mit der Forderung des Frauenstimmrechtes getrieben wurde. Stoff für eine politische Komödie. Als ich noch öfter nach Belgien kam, hörte ich immer, die Arbeiter verlangten das Wahlrecht, sogar das passive, auch für die Frauen, die in Flandern, besonders in Gent, in den Gewerkschaften vertreten sind, überhaupt in der sozialdemokratischen Organisation eine Rolle spielen. *Le suffrage universel sans distinction du sexe*: wie oft bin ich damit gelangweilt worden! Nun sind die Konservativen — Du kannst sie, wenns Dir Vergnügen macht, auch Klerikale nennen — da drüben nicht auf den Kopf gefallen. Nachdem sie den ersten Schreck überwunden hatten, sahen sie sich den rabi-

kalen Vorschlag genauer an; und die Herren Colaert und Woeste fanden, er sei nicht zu verachten. Schließlich sind die organisierten Genossinnen doch nur eine kleine Minderheit und die anderen Wahlweiber, die ‚bürgerlichen‘, gehören der Partei, die über die Reichswäter verfügt. Vorläufig wenigstens. Dürfen die Frauen erst wählen, dann wird man sie natürlich dem Priestereinfluß zu entziehen und unter die Herrschaft modernerer Parteibonzen zu bringen suchen. Das dauert aber eine hübsche Weile und inzwischen sitzt sich vor vollen Schüsseln ganz bequem. Weißt Du, was die Theaterleute eine Verwandlung bei offener Szene nennen? So wars in Belgien. Die Sozialdemokraten haben die Forderung des Frauenstimmrechtes bis auf Weiteres vertagt und die drohenden Buchstaben S. U. bedeuten ihnen nur noch das suffrage universel des hommes. Grund: wenn die Frauen mitwählen, bleiben die Konservativen am Steuerruder. Deine ehrenwerthen Parteigenossen, die weder die Proletarierinnen noch die frommen Reichskinder für sich hätten, haben erst recht keine Lust, den Frauen politische Rechte zu geben. So treten denn nur die ‚Reaktionäre‘ für die holde Weiblichkeit ein. Bleibts bei der Proportionalwahl mit Pluralvoten: schön; wird aber das allgemeine und gleiche Stimmrecht durchgesetzt, dann werden die Konservativen sich alle Mühe geben, es auch den Frauen zu sichern. Das haben sie offen erklärt. Famos, nicht wahr?“

„Um . . . Die Macht der Verhältnisse kann auch den Liberalisten zwingen, eins seiner Ideale zurückzustellen. Darin sehe ich nichts, was Tadel oder gar Spott verdiente. Das Frauenstimmrecht ist nicht so wichtig wie die Befreiung vom Pfaffenregiment. Deine Glossen treffen die Hauptsache nicht. Dem großartigen Schauspiel, das ein für Freiheit und Recht fechtendes Volk bietet, kann ich mich nicht entziehen. Das aber haben wir hier vor uns. Es handelt sich um den Kampf zweier Weltanschauungen . . .“

„Gewiß. Das sagen seit zwanzig Jahren und länger die beiden Parteien, die um den Futtertrog streiten. Wenn die Liberalen herrschen, ist der Väterehrwürdiger Glaube in Gefahr; und wenn, wie jetzt seit achtzehn Jahren, die Frommen regieren, wird schon in der Schule des Volkes geistige Freiheit vernichtet. Mit diesen Späßen haben die verschiedenen Gruppen der Bourgeoisie überall der Masse lange die Zeit vertrieben. Das zieht nun nicht mehr. Hungernde werden von den wundervollsten Ideologien nicht satt, Onkel Fritz. Sieh Dir mal Meuniers Bilder und Bronzen aus dem schwarzen Lande an und frage Dich dann, ob diese schlecht gefütterten Puddler, diese in härtester Männerarbeit fast aller Geschlechtsreize beraubten Frauen Lust haben werden,

für den Hofuspokus Eurer Ideale ihr armes Leben aufs Spiel zu setzen. Ihre Lage bleibt unverändert, ob Klerikale, ob Liberale die Staatspfründen an sich reißen. Sie können nur selbst sich helfen. Das haben sie erkannt und sich deshalb organisiert. An politischer Freiheit ist in Belgien kein Mangel. Du kannst da ungefährdet Reden halten und Artikel schreiben, für die Du bei uns verdonnert würdest, daß es nur so krachte. Doch was nügen alle Freiheiten, wenn man sich kaum alle acht Tage ein Stück Fleisch leisten kann? Wer in solcher Noth sitzt, giebt die Ideale unter dem Selbstkostenpreis hin. Die um die Beute raufenden Parteien müssen thun, als handle sichs um die berühmten heiligsten Güter. Wenn wir irgend einen Magistrat bestochen und der Konkurrenz einen Auftrag weggeschnappt haben, sagen wir auch der Generalversammlung, daß wir stolz darauf sind, der nationalen Arbeit neuen Boden erobert zu haben. Ohne Phrasenschleier mag Keiner in die Sonne gehen. . . In Jedem von uns steckt ein Snob; und ich leugne gar nicht, daß die Hoffnung, eine richtige Revolution erleben zu können, mich angenehm kitzelte. So was aber machen höchstens noch die Franzosen; Wallonen und Flamen sind, glaube ich, dafür nicht zu haben. Der belgische Arbeiter fordert das Wahlrecht, weil er eingesehen hat, daß nur politische Macht ihm zu besseren Arbeitsbedingungen helfen kann. Strikes sind zu oft erfolglos geblieben. Eine Partei, mit der die Regierung rechnen muß, kann Allerlei durchsetzen. Und über kurz oder lang werden die Leute ihr Ziel erreichen!"

„Das also giebst Du wenigstens zu?"

„Nicht erst seit gestern. Wenn ich das Geheul über die Lasten der Arbeiterversicherung, über den wachsenden Anspruch auf Lohn und Gesundheitsschutz hörte, habe ich immer gesagt: Abwarten; kommt überall. Ich bin vom Segen der Demokratie nicht allzu fest überzeugt; aber auf persönlichen Geschmack kommt es ja nicht an. Die Entwicklung ist nicht aufzuhalten. Daher der Satz, den Du mir vorwirfst: Industrie ist Freiheit. Allerdings erst nach einer Epoche der Sklaverei. Ich könnte auch sagen: Industrie ist Revolution. Die auf der Straße errungenen Siege können unbelohnt, die schönsten Gesetze auf dem Papier bleiben: der dicht zusammengesperrten, mit dem für ihre Arbeit nöthigen Bildungsminimum ausgestatteten Menge kann keine Macht der Erde auf die Dauer ihr Recht vorenthalten. Das tröstet mich manchmal, wenn sich die Scham meldet. Sie vos non vobis nidificatis. Und Tagelöhnerarbeit ist doch gar nicht so schlecht. (Höflichlich vortretend.) noch ein Weilschen, denn mein Altruismus ist an gute Nahrung gewöhnt.) Ein Staat von der ausschließlich industriellen Kultur Belgiens kann nicht

lange oligarchisch regirt werden. Ich sehe nur zwei Möglichkeiten. Entweder wird die Verfassung geändert und das allgemeine Stimmrecht gewährt: dann giebt es statt der einunddreißig bald sechzig Sozialdemokraten in der Kammer, der Lohn steigt, die Arbeitszeit wird verkürzt und wir sind eine Konkurrenz los, die uns oft genug unterbot. Oder die herrschenden Kapitalisten, fromme und gottlose, sind blind und sträuben sich, bis es zu spät ist: dann kommt es zur Revolution und die Koburger können die Koffer packen. In keinem Fall sieht die Zukunft heiter aus. Ueberall verringert sich die Zahl der Auszubehutenden. Weite Absatzgebiete, deren Bewohner wir die Maschinentchnik gelehrt haben, verschließen sich unseren Produkten und der Arbeiter erhebt den unerhörten Anspruch, wie ein Mensch zu leben. Neue Märkte? Profit Mahlzeit! Diese Wonnen spüren wir schon in den Gliedern. Das wird ein Hausirgeschäft schlimmster Sorte, bei dem Europa nicht auf die Kosten kommen wird ... Und da wunderst Du Dich und zürnst, weil ich für Eure Politik nicht zu haben bin. Ich könnte mir eine Politik denken, der ich meine Bequemlichkeit opfern würde. Weltbund gegen Nordamerika, das uns sonst aufricht. Rußland muß mit der Furcht vor der asiatischen Konkurrenz für die Sache gewonnen werden. Frankreich kann über die Pyrenäen gehen. Da ist gloire und revanche zu finden. Es ist doch zu dumm, daß auf dem kleinen europäischen Festland der verfaulende Staat der Spanier geduldet wird. Die würden sich irgend einen Loubet mindestens eben so gern gefallen lassen wie einen Alfonso oder Don Karl, wenn nur Geld ins Land käme; zu ernsthaftem Widerstand reicht ihre Kraft auch nicht. Und die Franzosen wären für hundert Jahre beschäftigt und könnten die guten Bilder, die jetzt in Madrid vergraben sind, mit nach Paris nehmen. Und dann . . .“

„Dann schicken wir die verbündeten Flotten nach New-York, bombardiren und verwüsten, was zu erreichen ist, und lassen uns so ungefähr fünfzig bis siebenzig Milliarden als Kriegssentschädigung zahlen. Das würde selbst die Yankee's für ein Menschenalter unschädlich machen. Nicht wahr: so etwa denkst Du Dir die Politik, die Dich reizen könnte? Daß Du Ideale hast, ist danach jedenfalls unbestreitbar. Nur sind sie ein Bißchen . . . ein Bißchen urwüchsig, mein Junge. Das kleine Wörtchen ‚Recht‘ fehlt in Deinem Katechismus. Macht! Macht! Ob die einfachsten Pflichten der Humanität verlegt, die Rechte fremder Völker gebrochen werden, ist gleichgiltig; der Zweck heiligt die Mittel. In meinem ganzen Leben bin ich mir nicht so rückständig vorgekommen. Also Straßenräuberpolitik. Sich zusammenrotten und Jedem, der vorüberkommt, die Werthsachen abnehmen. Das ist

die neue Schule. Meinethwegen. Dann aber weiß ich wirklich nicht, was wir den Engländern vorwerfen. Auch Herr Chamberlain hat dann Recht.“

„Natürlich, wenn er die Macht hat, sich sein Recht zu prägen. Damit haperte es aber bis jetzt. Du thust, als gäbe ich mich für den Erfinder einer neuen Methode oder Schule aus. Keine Spur. So ist immer Politik getrieben worden. Zuerst für Fürsten, für eine kleine Schaar Privilegirter, dann für ganze Nationen. Das ist doch ein Fortschritt. Zeige mir einen Staat, der unter Wahrung erworbener Rechte entstanden ist. Das Recht hat sich nachher gefunden. Selbst Deine geliebten Buren haben den Kaffern erst ihr Land geraubt und die Heimathlosen dann zu ihren Sklaven gemacht. Mit dem Recht der höheren Kultur? Darauf berufen sich auch die Engländer. Ohne Lügen gehts in großen Geschäften nun einmal nicht. Der alte Salisbury hat feierlich erklärt, Großbritannien wolle in Südafrika weder Gold noch Land erobern. Die Buren haben hundertmal gesagt, sie würden bis zum letzten Mann für ihre Unabhängigkeit fechten. Das erschwert jetzt den Friedensschluß. Die Briten wollen Land und Gold, die Buren haben den begreiflichen Wunsch, die Reste ihrer Freiheit möglichst theuer zu verkaufen; sie werden nicht tot de bitter end kämpfen, sondern zufrieden sein, wenn sie für ihre Farmen und Viehverluste reichliche Entschädigung bekommen. Beide Völker möchten ‚das Gesicht wahren‘, wie die klugen Chinesen sagen, und deshalb ziehen die Verhandlungen sich hin. Wenn sie beendet sind, können wir die Bilanzen prüfen. Vielleicht schließen die Engländer schlecht ab; dann dürfen sie sich bei ihrem Eduard bedanken, der nichts im Kopf hat als seinen Ceremonientram und als Friedensfürst gekrönt sein will.“

„Mir scheint der schlechte Abschluß schon heute nicht zweifelhaft. Von den moralischen Einbußen will ich gar nicht reden; sonst würdest Du mich am Ende wieder einen Achtundvierziger schelten. Aber sieh Dir die Ziffern der Kriegskostenrechnung an. Schon war das Parlament gezwungen, einen Zoll auf Korn und Mehl zu bewilligen. Schutzzoll in England! Wer dieses klägliche Ende der Politik Peels vorausgesagt hätte, wäre noch vor drei Jahren ins Narrenhaus gewiesen worden. Aber Reaktion und Schutzzoll gehören nun einmal zusammen. Das weiß der schlaue Chamberlain; deshalb war er für eine größere Anleihe und gab erst nach, als er fühlte, daß Dick Beach die Mehrheit der Regierungspartei hinter sich hatte.“

„So stand's in der Zeitung. Aber wir sind doch Kaufleute und können rechnen. Erreicht England sein Ziel, dann kommt ein boom, wie wir Beide noch keinen sahen; alle Börsen des Continentes freuen sich seit zwei Jahren

darauf und die hohe Minensteuer, die Rhodes jetzt nicht mehr hindern kann, wird den Rausch kaum stören. Damit aber ist die Sache nicht abgethan. Wenn die beiden Holländerrepubliken englische Kronkolonien werden — einerlei, welchen Namen man dem Kinde giebt —, so ist Afrika englisch. Das will Etwas sagen. Was bedeutet daneben das Vischen Finanzzoll, das im nächsten oder übernächsten Budget wieder beseitigt werden kann? Ich will uns mit dem Beweis, daß politische Freiheit und Freihandel nur den Namensklang gemeinsam haben, nicht den Abend verderben; Franzosen und Yankee sind, trotz den Schutzzöllen, ja wohl nicht geknechtet. Warum aber brauchen wir überhaupt so große Worte? Peel und Cobden könnten wir ruhen lassen. Jeder Engländer wußte, daß der Krieg theuer wird. Das Land ist reich genug, um ihn zu bezahlen, und die überwiegende Mehrheit würde auch doppelt so hohe Kosten ohne Murren tragen. Chamberlain, ein Liberaler, dem ohnehin schon die Verleugnung der wichtigsten Parteigrundsätze vorgeworfen worden ist, scheute natürlich das onus, den Lebensmittelzoll vorzuschlagen. Das paßt besser für die alten Tories. Wenn Joe sich Rosebery, dem Kandidaten des Königs, verbündet, kann ihm Keiner nachsagen, er habe, als demokratischer Staatssozialist, das Brot des armen Mannes vertheuert. Das ist der Zweck der Uebung. Er ist überstimmt worden. So machen wirs doch auch; nur ist für uns, da wir Alles dem Aufsichtsrath zuschieben können, die Sache noch viel bequemer . . . Siehst Du: diese Umständlichkeiten verleiden mir die Politik. Ich will mich wahrhaftig nicht aufspielen. Wer Jahre lang gereist ist, um Aufträge zu bekommen, und mit Italienern verhandelt hat, stolpert nicht über eine Lüge. Aber das dumme Lügen, das Keinen täuscht, diese gräßliche, sinnlose Wortmacherei: da kann ich nicht mit.“

„Und unter diesem Vorwand entziehst Du Dich der Staatsbürgerpflicht und läßt die Dinge gehen. Bis Dein Kriegsplan gegen Amerika ausgeführt wird, wirst Du noch ein paar Tage warten müssen. Giebt es inzwischen nicht zu Hause Einiges zu thun? Du merkst doch selbst, wie die Reaktion uns bedroht. Deutschland steht vor einer Krisis, die zur Vernichtung seines Wohlstandes führen kann. Siegen die Junker diesmal, dann werden sie sich an die Macht klammern, mit ihrer bekannten brutalen Rücksichtslosigkeit den Erfolg ausnützen, dem gefesselten Bürgerthum den Fuß auf den Nacken setzen und uns den Rest von Freiheit nehmen, der uns noch blieb.“

„Aber sie siegen ja nicht. Sie sind ja schon besiegt. Du denkst an den Zolltarif. Ich muß gestehen, daß die Sache mich nicht sehr interessiert. Seit einem Jahr mindestens wissen wir, daß der Export nach manchen Ländern



erschwert wird. Das ist unangenehm, aber nicht so schlimm wie andere wirthschaftliche Vorgänge, gegen die wir auch nichts machen können. Wir haben uns, wie die ganze Industrie, darauf eingerichtet, und warten nun ab, wie die neuen Handelsverträge aussehen werden. Bei Euch dauert Alles so furchtbar lange. Ein Sieg der Leute, die Du Junker nennst, ist ganz ausgeschossen. Das wissen sie selbst. Man will ihnen nur den Uebergang erleichtern. Reichthümer werden sie auch unter dem neuen Tarif nicht sammeln. Was soll ich nun thun? In Bezirksvereinen gegen den Brotwucher reden, die Vortheile des schlecht restaurirten Dreibundes preisen oder zu erathen suchen, warum der eine Minister dahin, der andere dorthin gereist ist? Den Buren ein langsames Verbluten wünschen, trotzdem jede Verlängerung des Krieges uns Schaden bringt? Von solcher Thätigkeit kann ich mir keinen Nutzen versprechen. Ihr wollt den Adel aus seinen Privilegien jagen und sucht ihm deshalb die Lebensmöglichkeit zu schmälern. Das ist nicht unser Ziel. Wir wollen die Anderen nicht ärmer machen, sondern uns bereichern. Schon der guten Klasse wegen möchte ich die Junker nicht entleeren. Du hast nun mit der Unipatsje. Kujunov . . . Patoon! Schließlich mußt Du Dich aber doch fragen, was Ihr bisher erreicht habt. Nichts, scheint mir. An Euren Reden liegt es nicht, daß die Bourgeoisie stark geworden ist. Das ist die Folge der großkapitalistischen, großindustriellen Entwicklung, die heute längst viel zu weit gediehen ist, als daß irgend eine Partei oder Gruppe sie dauernd hemmen könnte. Siehe Nordseefahrt. Schwankungen sind möglich; einen Stillstand kann es auf dem Wege nicht geben, der nach England oder — wahrscheinlicher — nach Belgien führt. Nehmen wir an, wir wären schon am Ende. Belgien zwischen Oder und Elbe, mit scharfer Konkurrenz, ungeheurem Industrieproletariat und dem berüchtigten „plutokratischen Wahlsystem“. Würdest Du Dich dann für das allgemeine Stimmrecht begeistern? Ich nicht; und Deine Parteigenossen thun es da, wo sie nicht zu gewinnen, nur zu verlieren haben, auch nicht. Wir Alle halten eben nur die Güter für heilig, deren Genuß uns sicher ist. Als ich nicht Lieutenant wurde, habe ich mich schmählich geärgert und auf die Reaktion geschimpft, daß Du Deine Freude dran hattest. Doch man wird älter; und wenn man die Massen nicht hinter, sondern gegen sich hat, muß man eine besondere Taktik erfinden. Wir sind Fleisch von Euren Fleisch und haben die gute Sache nicht schände verrathen. Aber wir haben von einem Sänger gehört, der, weil er eine schöne Königstochter beleidigt hatte, mit Blindheit bestraft ward und das Augenlicht erst wieder erhielt, als er in einem neuen das alte Lied widerrief. Wir summen nur und haben Eure Sünde dennoch schon geführt.“

## Nervosität und Kunstgenuß. \*)

Die Werthung des Kunstgenusses pendelt seit einiger Zeit zwischen zwei deutlichen Extremen. Auf der einen Seite ist, wie Kurt Vreysig gelegentlich mit Recht bemerkt, der sozialpädagogische Charakter der Kunst selten so stark betont worden wie in unseren Tagen. Die Kunst nimmt immer breiteren Raum für sich in Anspruch. Man will das Leben, auch das der Einfachen, stilisieren; und beim Kinde soll angefangen werden. Was das Kind heute umgiebt, so hörte ich einst den Darmstädter Georg Fuchs empört rufen, ist häßlich, nur häßlich, und wir wollen, daß unsere Kinder in Schönheit aufwachsen. Die ersten Künstler dichten und malen Bilderbücher, in Hamburg werden Kinder in Galerien und Theater geführt und man entwirft stilvolle Kinderstuben. Berlin folgt darin nach. Auf der anderen Seite aber wird lauter und nachdrücklicher als je auf die Gefahren einer Aesthetisirung der Erziehung und Lebensführung hingewiesen. Wir denken dabei nicht an das Urtheil des Philisters, der nach der offiziellen Galerienjagd in seinem brummenden Schädel den Schluß zieht, die Kunst mache doch auf die Dauer die Nerven kaputt; wohl aber ist es ein bedeutungsvolles Symptom, wenn Nervenärzte vom Range eines Oppenheim, eines Vinswanger dringend ihre Stimme erheben und die Nervosität der Zeit in nahe Beziehung zum ästhetischen Genuß setzen.

Man darf ja das Urtheil dieser Männer nicht als unbedingt unantastbar hinstellen. Seit Dubois-Reymond, Goethe und Böcklin vernichtete, wird man im Gegentheil dem Gutachten medizinischer Autoritäten über Kunst recht skeptisch gegenüberstehen dürfen. Es kann Einer ein hochbedeutender Neurologe sein, ohne ein inneres Verhältniß zur Kunst zu haben; wer Das aber nicht hat, wird über Kunst Dinge stets schief und ungerrecht urtheilen. Aber freilich: nicht Jeder gesteht Das so freimüthig ein wie Bismarck; ein Bischofen Familienanschluß an die Kunst will Keiner so leicht missen. Ob ihr Verhältniß zur Kunst aber enger oder loser sei: Männer von solcher Bedeutung und solcher geistigen Macht über ihre Sphäre, wie die genannten Nervenärzte es sind, wollen und müssen gehört werden. Nichts hindert uns, ihre Ansicht, thut's Noth, scharf abzulehnen, Alles aber, sie zu ignoriren.

Sich mit ihr zu beschäftigen, ist schon darum besonders interessant, weil die beiden Warner auf ganz verschiedenartige Wirkungen des Kunstgenusses abzielen. Oppenheim hat vornehmlich das sinnliche Substrat der

\*) Der Verfasser hat bisher seine literarischen Arbeiten unter dem Pseudonym Ernst Gystrow veröffentlicht; er wird sie fortan mit seinem bürgerlichen Namen zeichnen und legt Werth darauf, die Identität beider Namen festzustellen.

ästhetischen Genüsse im Auge: die Töne, die Farben, die Formen auch, so weit sie elementar sinnlich, etwa sexuell aufreizend wirken. Wir Alle wissen, daß jede intensive und lange dauernde, dazu häufig wiederholte Inanspruchnahme des gleichen Sinnesorgans zunächst dieses und sekundär unseren ganzen Organismus in den Zustand der Ermüdung versetzt. An und für sich kommt also diese Wirkung auch jedem Kunstwerk zu, wenn es eben zu lange, zu stark und zu oft genossen wird, welcher Gattung und Zeit es auch angehören mag. Und nur der Beweis, daß die moderne Kunst mit besonders starken und zeitlich ausgedehnten sinnlichen Mitteln arbeite, daß sie unsere Sinnesorgane lebhafter und länger beschäftige, könnte den Vorwurf rechtfertigen, daß sie mehr als die Kunst vergangener Zeiten unser Nervensystem zu ermüden geeignet sei. Dann würde auch zu folgern sein, daß sie neuropathisch wirke. Denn, ob es nun theoretisch richtig oder philiströs oder sonst was ist, praktisch suchen wir unleugbar Alle — mit Ausnahme der Künstler und der Rezensenten von Beruf — in der Kunst ein Gegengewicht zur Alltagsarbeit. Diese aber hat für weite Kreise heute einen Charakter angenommen, der das Nervensystem stärker denn jemals beeinflusst, abnutzt und schädigt; besonders durch die unendlichen Verfeinerungen und Verwicklungen, die die persönliche Verantwortlichkeit in der kapitalistischen Gesellschaftsform erfahren mußte. Füllt also, nach solcher Berufsarbeit, unsere Erholungstunden ein Kunstgenuss aus, der erweislich die Abnutzung der nervösen Kräfte fortsetzt, statt sie zu paralysieren, so kann er von schwerster Mitschuld an der Nervosität unserer Zeit nicht freigesprochen werden, zumal er, im Gegensatz zum Beruf, der vermeidliche Faktor in der Ursachengruppe dieser Nervosität ist.

Ganz andere Seiten des ästhetischen Genusses aber will Binswanger mit seiner Anklage treffen. Er nimmt die moderne Kunst im Besonderen aufs Korn. Nicht ihre sinnlichen Ausdrucksmittel, sondern ihr intellektueller Gehalt erregt seine Besorgnis. Ihre Sucht, das Krankhafte zum Problem zu nehmen, der Seele bis in die perversten Verirrungen nachzugehen, das Jämmerliche interessant und heldenhaft zu machen, endlich, den schlichten Lösungen im komischen oder tragischen Sinne auszuweichen, um statt Dessen ihre Schöpfungen in dumpfe Schwüle oder in schrille Mifstöne ausklingen zu lassen. Auch hier setzt also die Kunst in bedauerlicher Weise Alles fort, was das moderne Leben im Beruf als schwerste und bedenklichste Schäden uns zufügt; das Schwanken aller Normen, der bodenlose Relativismus, der das Widrigste erklärlich, entschuldbar, schließlich berechtigt finden will, alles Das quält und zernagt unsere Hirnzellen nun auch noch in den Stunden, die dem Ausgleich dieser Schädigungen, der Erholung von den Berufs-attacken, der Herstellung des seelischen Gleichgewichtes dienen sollten. Wie

es begreiflich ist, fesselt Wismanger, den Psychiater, mehr die rein psychische Seite des ästhetischen Genusses; während Oppenheim, dem Neurologen, das Nervensystem in seiner physiologischen Widerstandskraft bedroht scheint.

Oppenheim bezieht sich bei seiner Beweisführung vor Allem auf das moderne Musikdrama. Ihm ist eine Oper von Wagner Zweierlei: zuerst wohl ein ästhetischer und intellektueller Genuß, dann aber die Quelle einer tiefen Erschlaffung des Nervensystems. Was aus einer solchen Auffassung, die wohl ziemlich Jeder theilt, folgt, ist an sich klar. Kein Kunstbedürftiger wird wegen der Ermüdung auf den Genuß Verzicht leisten wollen; wer sich zu solchem Verzicht entschloße, hätte eben kein zwingendes Kunstbedürfniß. Aber Jeder wird sich sagen, daß es eine Grenze giebt, wo die Ermüdung den Genuß vernichtet, und daß es diese zu respectiven gilt. Zunächst sollte man hier immer ganz frisch an den Genuß herantreten können. Das ist ganz im Geiste Wagners, der seine Musikdramen als Festspiele dachte. Einen Feiertag, an dem Leib und Seele geruht haben, sollen diese Schöpfungen krönen, nicht aber einen Werktag abschließen, wo man abgeht und müde vom Arbeitszimmer ins Theater rennt. Zweitens muß der Genuß selten sein. Die Nerven und Sinneswerkzeuge bedürfen immer einiger Zeit, um aus der Ermüdung zur vollen Empfänglichkeit zurückzukehren. Ich entsinne mich, daß ich in Leipzig als älterer Student einmal eine Konzertswoche „ausgekostet“ habe. Am zehnten Tage überkam mich ein wahrer physischer Ekel vor der Musik; ich war unfähig, Nicolais „Lustige Weiber“ mit anzuhören; ihre von mir über Alles geliebte Overture, meisterhaft gespielt, trieb mich aus dem Theater. Ich war vernünftig genug, mir eine völlige Abstinenz von vier Wochen aufzuerlegen. Da erfaßte mich von selbst wieder das Bedürfniß nach Musik und mit frischer Kraft genoß ich den „Eulenspiegel“ von Strauß, der doch dem Ohr schon mancherlei Zumuthungen stellt. Aber ein vernünftiges Haushalten in ästhetischen Dingen, wie ich es seitdem streng geübt habe, wird bei uns in hohem Maße erschwert durch die Abonnements auf Theater und Konzerte. Selbst wo es sich, wie ja meist, nur um Theatertickets handelt, bleibt doch der Uebelstand, daß man sich den Tag des Kunstgenusses nicht frei wählt, sondern an die regelmäßige Abfolge gebunden ist. Und diese freie Wahl gerade erscheint mir so bedeutsam, daß ich am Liebsten sogar den Vorverkauf der Billets abgeschafft sehen würde. Es soll eben ein leichter, harmonischer Tag sein, den der Genuß eines Kunstwerkes abschließt: ob er Das sein wird, vermag ich nach einem alten Sprichwort am Morgen noch nicht zu beurtheilen. Höchstens, wenn ich meinem alltäglichen Milieu entrückt bin: in Bayreuth etwa. Aber ein Alltag im Hause sichert uns, er mag noch so vergnügt sich anlassen, für den Abend noch keine Feststimmung. Einer unbeschäftigten jungen Bourgeoistochter vielleicht; dem modernen Kauf-

mann, Arzt, Politiker nicht; eher noch dem Beamten. Wer jeden Tag um die selbe Stunde eine bestimmte Zeit in der Galerie zubrächte, Dessen Verhältnis zur Kunst würde man wohl als sehr offiziell beargwöhnen; beim Theater gehört das Selbe, namentlich in den Mittelstädten, in den Residenzen besonders, zum guten Ton. Und nun als Letztes: die Ermüdung darf nicht riskiert werden, wo wir des Genusses nicht sicher sind, und vor Allem nicht da, wo sicher kein Genuß sie ausgleicht: beim Kinde. Ästhetische Ueberanstrengung ist Mord am kindlichen Nervensystem, also an der Kindesseele. Denn mehr, viel mehr als beim Erwachsenen ist die Psyche beim Kinde ein Spielball nervöser Einflüsse. Noch fehlen die reich entwickelten Hemmungen, durch die wir unserer Nerven oft Herr werden, noch fehlen die konstanten Willensrichtungen, wie Wundt es nennt, noch giebt sich der Organismus jedem sinnlichen Eindruck ohne Widerstand und ohne Schwälerung hin. Aber nun spitzt sich unser Thema eben zur entscheidenden Frage zu: Was ist ästhetische Ueberanstrengung fürs Kind? Was dürfen wir ihm an Kunstgenuß zumuthen? Welche ästhetischen Dosen können, sollen wir ihm vielleicht gar verabreichen? Oppenheim hat die Frage radikal beantwortet; überhaupt keine. Das Kind bleibe der Kunst fern. Es ist unempfindlich für ihre ästhetischen und intellektuellen Schönheiten, empfänglich nur für ihre Schäden. Er sagt Das nicht ganz so unverblümt, aber er meint es so; Das fühlt man. Theater, Galerie, Konzertsaal: sie seien dem Kinde eben so verschlossen wie Kneipe, Tingeltangel und Ball.

Damit wäre also einer altmodischen, Kleinbürgerlich-Kleinstädtischen Ansicht die Approbation einer vornehmen Autorität der Nervenheilkunde gewonnen. Die Erziehung der Kinder zur Kunst wäre offiziell verurtheilt: als im besten Fall zwecklos, als meistens schädlich. So hat man in guten, mittleren Bürgerkreisen bis heute auch gedacht; und ich meine, nicht ohne einigen Grund. Es steht doch wohl außerhalb jeder Debatte, daß man ein Kind nicht vor Probleme stellen wird, die es einfach noch nicht fassen kann. Probleme aber sind so ziemlich alle Inhalte der großen künstlerischen Schöpfungen. Denn selbst wo die Liebe, die sonst dominirende, eine nebensächliche Rolle spielt, wie bei Schiller, der doch vor Allem die großen sozialen Leidenschaften in Handlung treten läßt, selbst da vermag das Kind vielleicht an der Darstellung dieser Leidenschaften sich zu berauschen, für ihre innere Größe oder Niedrigkeit aber fehlt ihm noch jeder Maßstab. Der eigentliche intellektuelle Gehalt dieser Werke wird spurlos am kindlichen Verstandniß vorübergehen und nur ihre sinnlichen Bestandtheile werden zu Ausschlag gebender Wirkung gelangen.

Die Berechtigung der Antwort Oppenheims aber liegt in der That-  
sache, daß die Entfaltung des ästhetischen Sinnes im Menschen durchschnittlich

mit der der geschlechtlichen Reife Schritt hält. Durchschnittlich: es giebt Ausnahmen; besonders die Musik hat seit je her Wunderkinder geliefert; aber was bedeuten sie gegen die Masse! In der Regel ist das Kind vor der Pubertät ästhetisch gleichgiltig. Nur Großes und Lautes, Glänzendes und Rauschendes vermag seine Indifferenz zu stören. Eine Militärmusik, ein brennender Kronleuchter, ein buntes Bühnenbild erregen vielleicht sein Entzücken; Kammermusik, Gemälde, ein Wallenstein-Monolog verursachen ihm Langeweile. Ästhetisch, — wohlverstanden; daß es vielleicht an allerhand Neben Umständen Interesse finden kann, ist davon zu trennen. Erst mit dem anwesenden Gefühl fürs andere Geschlecht erwacht auch das eigentliche ästhetische Empfinden, beginnt die Entfaltung der dauernden Affekte und Willensäußerungen. Alles, was voranging, war provisorisch; wie oft wandeln sich nun stille, verschüchterte Kinder in aufgeweckte, selbstbewußte, wie oft werden laute, ungezogene scheu und in sich gekehrt. Vor der Pubertät läßt keine Individualität sich mit Sicherheit prophezeien. Auch nach der Seite der intellektuellen Begabung hin nicht. Jeder Lehrer weiß, welche überraschenden Wendungen in dieser Zeit sich oft vollziehen; und die moderne Psychiatrie zeigt uns in dem trüben Krankheitsbilde der Jugendverblödung, der *dementia praecox*, wie die heidelberger Schule sie nennt, eine nur allzu häufige Erscheinung, bei der die Wirkungen der geschlechtlichen Entwicklung hoffnungsvollste geistige Anlagen dem langsamen, aber rettungslosen Verfall preisgeben.

Vor dieser entscheidenden Wende dem Kinde mit Gewalt ästhetischen Sinn einpflanzen zu wollen, wäre grenzenlose Thorheit. Dieses Frühbeet würde, grob gesagt, ein Mistbeet werden. Man müßte zur Entfaltung des ästhetischen Empfindens das geschlechtliche vorzeitig aufrütteln und ich beneide Keinen, der vor diesem Unterfangen nicht zuschreckt. Ueber die Fälle des außergewöhnlich früh erwachten Geschlechtstriebes öffnet der Verdenerzt seine Journale nicht gern. Auch des normalen Sexuallebens Vorboten, wie sie vereinzelt vom ersten Jahre an aufzutreten pflegen, sind, streng genommen, Perversitäten, Regungen masochistischer, fetischistischer, sadistischer Nuance; so weit sie in der Gesundheitsbreite liegen, pflegen sie mit dem eigentlichen Beginn der Pubertät, also zur Zeit der Bildung und Ausstoßung der Geschlechtsprodukte, zu verschwinden und der natürlichen, auf den Verkehr mit dem anderen Geschlecht gerichteten Sinnlichkeit zu weichen. Wer aber diesen dunklen Gefühlsbewegungen systematisch Vorstellungskreise schaffen wollte, an die sie sich heften, an denen sie sich ausleben könnten, Der würde seine Schrecken erleben und gar bald erkennen, daß er die Welt um eine Anzahl der ohnehin schon Zahlreichen vermehrt hat, die den § 175 ff. des Reichsstrafgesetzbuches zu fürchten haben. Das wäre die sichere Frucht einer in diesem Sinne geübten Kunstpädagogik.

Aber die Sache läßt doch auch eine andere Betrachtung zu. Jeder Kunstgenuß setzt sich, auch rein sinnlich betrachtet, wieder noch aus zwei Komponenten zusammen. Von denen ist die eine angeboren, die instinktive ästhetische nämlich, und ihre Grenzen vermag unser Zutun überhaupt nur sehr wenig zu verrücken; von den drei hier vorliegenden Möglichkeiten wird am Ehesten noch die zutreffen, daß der Geschmack verdorben wird. Weniger schon ist seine Verkümmern zu fürchten und kaum kann er überhaupt gesteigert werden. Die andere Komponente aber will erlernt sein, sie verlangt Schulung; es ist die technische Ausbildung unserer Sinne. Das Vermögen, zu hören, zu schauen. Und diese Schulung sollte wohl die eigentliche kunstpädagogische Aufgabe sein: Kinder sollen lesen, betrachten, hören lernen.

Für diese Aufgabe scheinen mir unübertroffen und unübertrefflich die programmatischen Leitsätze sich zu eignen, die Max Liebermann in seine Ansprache bei der Eröffnung einer Berliner Sezessionausstellung eingestreut hat: „Kunst ist, was die großen Künstler gemacht haben.“ Ein Satz, den Liebermann dem Heiligen Augustin entlehnte, kunstgeschichtlich und kunstpsychologisch so ansechtbar wie nur möglich, leicht aus allen Perioden der Kunstentwicklung heraus zu widerlegen; pädagogisch aber und agitatorisch von eminenter Treffsicherheit und dauerndem Werth. Durch ihn scheidet sich die neue Kunstpädagogik verständlich von der alten. Unsere Schulen haben als Kunst bisher wesentlich nur Kunstgeschichte getrieben. Kunst war für sie: wann die Künstler — große, mittlere, kleinere und ganz kleine — geboren und gestorben, vermählt und preisgekrönt oder verhungert waren; war ein Haufe von technischen Bezeichnungen für sogenannte Stile; war — am Allerschlimmsten! — oft nur ein Lobpreisen der Fürsten, unter denen die Kunst gefördert oder doch wenigstens — was auch schon Etwas ist — geduldet wurde. Das Alles hat gewiß auch sein Fesselndes, aber es kommt doch zuletzt in Betracht; und wenn die Kinder nicht gerade Kunsthistoriker werden sollen, ist es gut, wenn sie es, Gott sei Dank, bald wieder vergessen. Dafür fordern wir, daß die Schule von heute dem Kinde vor Allem die nothdürftigsten technischen Fertigkeiten beibringe, ohne die auch der stärkste ästhetische Instinkt jedem Kunstwerk gegenüber hilflos bleibt. Nur dann wird ihm später aufgehen können, „was die großen Künstler gemacht haben.“ Auf dem „gemacht“ liege der Ton. Denn auf die Rolle, etwa über die Künstlergröße zu entscheiden, wollen wir die Kinder lieber nicht vorbereiten.

Jedes gesunde Kind hat an der einfachen Farbe schlechthin ein solches Wohlgefallen, daß man ihm gar nichts Schöneres bereiten kann, als es mit diesem Substrat der Malerei zu beschäftigen. Seine Empfindlichkeit für Unterschiede muß geschärft, sein Kontrast- und Komplementärgefühl gestärkt werden. Und vor Allem jenes höchste Problem, das erst von den Pleinairisten

uns deutlich zum Bewußtsein gebracht worden ist: das Verhältniß zwischen Farbe und Form, zwischen Farbengrenze und Kontur, die Wirklichkeit oder Unwirklichkeit der Linie. Ich vermag nur anzudeuten, denn nicht über die technische Ausgestaltung, sondern über den neurologischen Werth dieses Unterrichtes will ich Einiges beibringen. Und da denke ich besonders an Eins: laßt die Kinder das Alles dort nachentdecken, wo die Meister aller Zeiten es entdeckt haben. *Plein air!* Hinaus ins Freie!

Tafeln zur Erziehung des Farbensinnes, Stickwolle, Spektraltafeln: Das sind gewiß schöne und gutgemeinte Sachen. Aber die Beschäftigung mit ihnen hält einen der grimmigsten Feinde unserer Nervengesundheit im beständigen Thätigkeit: die Akkomodation des Auges. Sehen wir hier ganz von der anderen Folge dieser Anstrengung, der zunehmenden Kurzsichtigkeit, ab, so giebt es doch kaum noch eine Art der Ermüdung, die so unerquicklich, so mißbehaglich wäre wie die durch fortwährendes Nahsehen erzeugte. Draußen im Freien aber ruht das Auge: und gerade wo es die köstlichsten Farbensunder studiren kann, in den entfernteren Strecken der Landschaft, am Horizont, da hat es die sicherste Ruhe. Es sei denn, daß Bligern oder allzu starkes Sonnenlicht im Spiele wären; sonst ruht es im sattesten Grün, im tiefsten Blau, im glühendsten Roth. Ein Nervenleidender erzählte mir einst, in Stodsborg sei er gesund geworden: das Blau des dänischen Sunds habe seine Nerven geheilt. Und warum sollten wir zu kläglichen Surrogaten von Menschenhand greifen, die nicht entfernt den Nuancenreichtum auch der schlechtesten Wiesen- oder Haidelandschaft erreichen? Die Maler haben auf die Mademien gepiffen, Barbizon und Worpsswede sind zwei große Stationen auf dem Wege zur Entdeckung der Natur; sollten wir unsere Kinder in der Stube zum Farbensehen erziehen? Und mit den Formen ist es nicht anders. An einer einzigen märkischen Kiefer ist mehr Stil und Linie zu sehen als an hundert Ornamenten. Von der Fichte, der Birke gilt das Selbe. Da draußen werden die Kinder spielend lernen; in der Schulstube widerwillig. Und wenn sie alle Farben zusammengepanscht haben und alle Kapitelle, Kanellirungen und Bogenformen auswendig können: dann werden sie noch etwas mehr kaput, noch etwas stärker überbürdet, noch etwas voller mit Halbbildung gestopft sein als heute; durch die Natur werden sie blind wandern und vor Dem, was die großen Künstler gemacht haben, werden sie hochmüthig spötteln: „So was giebt's nicht“; und dem blöden Schlagwort, das gerade Mode ist, rettungslos verfallen. Und sehr viel Nervosität, sehr wenig Kunstgenuß würde solcher ästhetischen Stubenerziehung Folge sein.

Unser Klima bannt uns schon lange genug ins Zimmer. Wie soll nun hier fortgesetzt werden, was draußen begonnen wurde, wie sollen die Gegenstände unserer Umgebung dem bewußten Schauen unterworfen werden?



Die wichtige Frage, wie die Kunst zum Kinde sich stellen müsse, rollt sich auf. Seit Darmstadt ist die Frage so brennend, daß Keiner mehr um sie herumkommt. Die Arbeit der Van de Velde, Christiansen, Olbrich, Edmann: unsere Bohnung der Geschmacklosigkeit zu entreißen, ist gewiß eine große und verdienstliche. Aber es ist doch nicht zu verkennen, daß diese „Heimkünstler“ weit übers Ziel hinausgeschossen. Ich lasse alles Aesthetische bei Seite und rede immer nur vom Gesundheitlichen. Daß Palastfenster und Flügelthür in unseren Zonen unhygienisch sind, daß das einhäufige Zimmer mit dem breiten, dreigliedrigen Fenster das Natürlichere und Gesündere ist, versteht sich. Auch gegen Olbrichs schmale Treppen wird sich nichts Ernstliches sagen lassen. Mit der körperlichen Gesundheitspflege lebt die moderne Zimmerkunst in gutem Einvernehmen. Aber auch mit der nervös-seelischen? Wir haben Stuben, um in ihnen zu schlafen, zu essen, zu arbeiten. Fürs Schlaf- und Esszimmer sei immerhin Stillschönheit gestattet. Aber das Arbeit-, das Wohn-, das Kinderzimmer? Ich denke, die sollten möglichst indifferent sein. Nicht so geschmackwidrig wie bisher, aber auch möglichst ohne absichtliche Stimmung. Denn diese ewige Stimmung fällt schwer auf die Nerven. Ja, in unserer Zeit kann ich mir gar kein bedenklicheres Unternehmen denken als das, dem Menschen noch während seiner Arbeit mit Stimmung zu kommen. Entweder wird vollends damit sein Gehirn ruiniert oder man löst die zunächst gesunde, aber für die Kunst sehr folgenschwere Reaktion aus: er wird ärgerlich und gegen Alles, was an Stimmung erinnert, gleichgiltig. Unser Leben ist doch zu zwei Dritteln ehrliche Prosa, aus der keine Macht der Welt je Poesie machen wird. Nehmt der Kunst ihre außergewöhnliche, ihre Kontraststellung, — und Ihr nehmt sie uns bald ganz. Das gilt aber vom Kinde doppelt und dreifach, denn das Kind lebt in und von Kontrasten. Alles, was es dauernd besitzt, wird ihm langweilig, gleichgiltig. Und wenn wir Das erst erreicht haben, können wir die ästhetische Kultur, von der wir so viel reden, ganz und gar zu Grabe tragen. Es ist mindestens nutzlos, die Kinderstube zu ästhetisieren. Und es könnte wirklich auch recht schädlich werden. Suggestiblen Kindern könnte das Schöne, auf das sie ohne Unterlaß gestoßen werden, zur fixen Idee sich auswachsen. Denn bei der bloßen Technik des Sehens kann man es im Zimmer nicht bewenden lassen. Im Freien fesselt das Kind so ziemlich Alles, in seiner Stube so gut wie nichts. Es würde doch nur auf Tafeln zur Erziehung des Sinns für Farben und Muster, kurz, auf Drill statt auf Freude hinauslaufen. Wer es wagt, dem Kinde damit die Spielstunden zu verkümmern, mag die Verantwortung für das junge Nervensystem mit auf sich nehmen. Zweierlei wird er erreichen können: er verleidet dem Kinde das Betrachten, weil er es zwingt, Gleichgiltiges zu mustern; oder er konzentriert den kindlichen Sinn auf eine einzige

Neigung und schädigt damit Nerven und Seele, die Zerstreuung brauchen. Denn Flatterhaftigkeit, Unachtsamkeit sind sichere Symptome des gesunden kindlichen Organismus.

Dagegen plaidire ich mit Wärme für die Galerie. Nur scheint mir, daß dieser Fortsetzung des in der Natur Begonnenen verhältnißmäßig wenig praktische Bedeutung zukommt. Es sind ja nur ein paar Großstädte, die da mitzählen. Denn Reproduktionen, Kupferstiche, Holzschnitte oder Photographien, bereiten in ihrer Farblosigkeit doch ganz andere Schwierigkeiten als Originalgemälde. Aber Schwierigkeiten sind Angelegenheit des Lehrers, nicht des Nervenarztes. Das Anschauen der graphischen Kunstwerke zu lehren, ist wohl des Schweiges der Edlen werth. Und wir Deutschen sind so glücklich, Meister der graphischen Künste zu besitzen, die Jedem Etwas zu sagen haben, die nicht bloß dem raffinierten Feinschmeckerthum entgegenkommen. Von Dürer bis Klinger. Neurologisch ist bei solchem Unterricht wenig zu riskiren. Ist der Lehrer ungeeignet, so werden die Kinder schlafen. Das ist ja ihr göttliches Vorrecht. Ganz anders freilich in der Galerie. Hier ist die Auswahl der Gemälde von entscheidender Bedeutung. Und die Art des Lehrers dazu. Denn versteht Der seine Sache nicht, nämlich, die Kinder ans Bild zu fesseln, so werden sie die Zeit benutzen, um andere Gemälde anzusehen: Verhängen kann man doch nicht alle. Aber Oppenheim denkt ja an einen ganz anderen Galeriebesuch: die Kinder mit den Eltern, auf der Reise etwa. Reisen ist für die kindliche Psyche an sich Gift. Die tausend rasch vorbeieilenden Eindrücke machen das Kind oberflächlich, die Gespräche und Urtheile im Eisenbahnwagen geben den Rest dazu. Aber die Jagd durch die Galerien grenzt an Mord. Totmüde und in den geheimsten, verbotenen Winkeln der Seele gefügelt, kommen die Kerkmsten heraus. Ich sah in Dresden Eltern ihren elfjährigen Knaben in der Galerie suchen; er hatte sich von ihnen verloren. Kurz danach fanden sie ihn vor Rafarts „Sommer“. Eine schöne, stille Ecke bekanntlich. Seit einer halben Stunde war er dort. . . Solch ein vorzeitiger Eindruck ist oft genug für die Wendung der eben sich regenden Geschlechtsahnungen zum Ueberschlimmsten entscheidend geworden. Und laßt selbst die Nerven eine solche Klippe glücklich passiren: die Seele trägt immer Schaden daran. Um so sicherer, je aufgeweckter das Kind ist. Dann merkt es sich allerhand Namen und Eindrücke, redet schon über Alles klug, kennt Alles, — kurz, ist blasirt. Kein Blasirter aber heutzutage, der nicht der Neurasthenie verfallen wäre. Da kann man mit Oppenheim nur radikal sein: fort aus der Galerie. Ich wage, die Polizei anzurufen: Verbietet den Kindern die Galerien. In unserer sozialen Zeit sollte Keiner sich einbilden, ein Recht auf Krankheit zu haben.

Bisher war nur immer vom Schauen die Rede; und in der That, vom

Hören ist viel weniger zu sagen, denn das Ohr ist minder bildungsfähig als das Auge. Ich halte den Gesangsunterricht von heute im Allgemeinen für ausreichend und eine allzu subtile Erziehung zur Musik für gefährlich. Als Damm dagegen möchte ich dem Lehrer ein Recht gegeben sehen: den häuslichen Musikunterricht allen musikalisch nicht besonders Begabten zu untersagen. Die Eltern sind leider in dem Punkt die unvernünftigsten Quäler der Kinder und die thörichtesten Pländerer des eigenen Geldbeutels. Wie viele gute Holzschritte gäbe es für diese unnützen Musikstundengelder! Wie viele gute Bücher, — Freunde fürs Leben! Um den Preis für einen Flügel hätte man fast eines jungen Wakers Original! Und gesunde Kinder. Denn die Klavierseuche schädigt die Nervensysteme unheilbar.

Das Prinzip bleibt hier wie da: nicht zu ästhetisieren, nicht das Kind gewaltsam zum Gefühl für Schönheit aufzureiteln, sondern die Sinne zu entwickeln, möglichst unter dem Lachen der naiven, kindlichen Fröhlichkeit. Das ästhetische Erwachen muß, wenn es kommt, Etwas vorfinden, an das sich die neu hervorbrechenden Gefühle sofort klammern können. Sonst kehren sie sich unfehlbar nach innen. Nun wollte ich nicht etwa einer Moderichtung das Wort reden, die dem Knaben insbesondere geschlechtliche Kämpfe mit sich selbst bis zur Zerquälung zumuthet, um „rein“ zu bleiben — nebenbei gesagt: das gesunde Weib hält nicht einmal viel von solcher Reinheit des Mannes —, auch nicht einer anderen, die ohne Kampf dem erwachenden Trieb sofort Befriedigung sichern möchte: in geschlechtlichen Kämpfen erwächst ein gutes Stück kräftiger Persönlichkeit. Aber sie müssen auf Dinge der Welt gerichtet sein und nicht im stillen Zimmer nur auf das eigene Ich. Sie so zu dirigieren, soll die Erziehung zum Schauen, die ich schilderte, mit-helfen. Sie soll, wenn man es so nennen darf, das Nervensystem trainieren für diese schweren Jahren der Pubertät. Wie Viele dann der Kunst treu bleiben, ist eine andere Frage. Uns ist es genug, wenn die Betreuen auch gesund dabei bleiben. Ob der alte Fontane Recht hat, wenn er meinte: die Kunst sei für die Wenigsten und es würden ihrer immer weniger, oder jene Optimisten, die vom ästhetischer Erziehung der Millionen träumen, von der großen ästhetischen Kultur: Das ist nicht die Frage, die uns kümmert; desto mehr die andere, ob wir eine ästhetische Kultur mit der sozialen Gesundheit zu erkaufen genöthigt und berechtigt sind.

Was an neuropathischen Wirkungen der rein sinnlichen Substrate der Kunst denkbar ist, wirkt durchs sexuelle Medium der Pubertät hindurch. Tausend Rathschläge werden täglich ertheilt, wie die kindliche Seele durch die Klippen dieser Jahre zu steuern sei; man redet da der rücksichtslosen Entschleierung aller geschlechtlichen Dinge eben so oft das Wort wie der strengsten Verhüllung. Wir scheint aber durch alle Sexualpädagogik doch ein rother

Faden sich zu winden: das Streben, den Geschlechtsgenuß im weitesten Sinn nicht geschmacklos und nicht gedankenlos werden zu lassen. In dieser Richtung bewegt sich Alles, was auf diesem Boden überhaupt diskutabel ist. Denn es wird fast noch mehr Undiskutables geschwaßt. Und ich meine, daß hier Gedanken- und Geschmacklosigkeit gar eng zusammenhängen. Man wird die eine nicht ohne die andere, die schlimmen Folgen der einen nicht ohne die der anderen erörtern können. Sie fließen vor Allem auch in einander im Genuß der Kunstgattung, deren Substrat das Glück oder Unglück hat, von vorn herein auch immer einen Gedanken auszudrücken: der Dichtung. Bei ihr wird das sinnliche Problem des Kunstgenusses vom intellektuellen untrennbar. Und davon wäre also noch besonders zu reden.

Heidelberg.

Dr. Willy Hellpach.



## Wiener Theater.

Es ist noch gar nicht lange her, da war der Glaube verbreitet, die Journalistik bedürfe keiner Vorbildung. Wenn Einer mit sich nichts Rechtes anzufangen wußte, aber zu Allem Talent zu haben glaubte, ging er zur „Zeitung“. Diese Bohème-Journalisten sterben aus. Heute ist man längst zu der Erkenntniß gekommen, daß man eine besondere Schulung und Kenntnisse aller Art braucht, um ein brauchbarer Journalist zu werden. An den Hochschulen werden Kollegien über Journalistik und Kritik gehalten und da und dort sind auch schon die Versuche gemacht worden, eigene Journalistenschulen zu gründen. Es sind allerdings nur Versuche, aber sie gehen von der richtigen Annahme aus, daß man Journalist nur dann werden soll, wenn man es kann, nicht nur, wenn man es will. Mit den Theaterdirektoren geht es uns aber heute noch so wie der früheren Generation mit den Journalisten. Wer mit dem Theater zu thun gehabt hat, sei es nun als Schauspieler oder als Kritiker, glaubt sich zum Theaterlenker berufen. Gewiß kommt es vor, daß Einer, der sich berufen fühlt, auch wirklich berufen ist; aber in den meisten Fällen war der Glaube an sich selbst ein böser Irrthum. Zur Theaterdirektion gehören alle möglichen Eigenschaften: ein unbeirrbares Urtheil, Regietalent, tüchtige kaufmännische Bildung, Energie, Phantasie, Rücksichtslosigkeit, diplomatische Kunst, schauspielerische Fähigkeiten und noch vieles Andere mehr. Nur die richtige Mischung giebt den richtigen Mann. Dieser richtige Mann wird die wundervolle Gabe haben, kraft seiner Phantasie ein Stück beim Lesen so zu beurtheilen, als sähe er es von seinen Schauspielern, auf seiner Bühne, vor seinem Publikum gespielt. Er wird dieses Stück auch selbst inszeniren oder mindestens die Inszenirungsarbeit des

Regisseurs beurtheilen können. Er wird im Stande sein, einem Schauspieler, der Etwas schlecht macht, zu sagen, warum es schlecht ist, und er wird ihm eine Andeutung davon geben, wie er, der Direktor, die Sache meint und aufgeföhrt wissen will. Er wird mit dem Dichter Aenderungen und Kürzungen vornehmen und durch seine dramaturgische Thätigkeit gefährdete Stücke retten. Daß er die Energie haben muß, seine Kunstanschauung durchzusetzen, versteht sich von selbst. Beim Theater giebt es nur eine Regierungsform: die Tyrannie.

Warum ich das Alles einem wiener Theaterbrief vorausschicke? Weil der Mangel an guten Direktoren in keiner Theaterstadt so fühlbar ist wie in Wien. Fast überall sitzen Dilettanten auf den Thronen, Leute, die ihre Bühnen gehen lassen, wie alle möglichen Winde es eben wollen, und denen der Zufall, nicht ihre Einsicht die Erfolge besichert. Sie haben Glück oder Unglück; aber die Kraft, das Glück zu zwingen, haben sie nicht. Und diese Kraft ist beim Theater nicht nur möglich, sondern nothwendig. Ein gut gezogenes und erzogenes Publikum, das der Direktor fest in der Hand hat, wird ihn auch einen Durchfall oder ein mageres Novitätenjahr nicht entgelten lassen. Ein Publikum, mit dem der Direktor nicht in fester Fühlung steht, mit dem ihn keine geistigen Bande verknüpfen, ist unverläßlich und treulos. Hat ein Direktor genug gute Eigenschaften, so schaden ihm auch ein paar schlechte nicht. Die besten Direktoren der deutschen Bühne hatten recht schlimme Eigenschaften. Wenn man wissen will, wie ein wirklicher Direktor ausieht, braucht man nur die Thätigkeit Mahlers bei der wiener Hofoper zu verfolgen. Auch an Mahler ist Manches anzusehen; aber er hat verstanden, die Oper in den Mittelpunkt des künstlerischen Interesses zu rücken, seine Persönlichkeit kenntlich zu machen, das Publikum energisch bei der Hand zu fassen.

Seit ich Ihnen zuletzt einen wiener Theaterbrief schrieb, haben sich die Dinge bei uns gründlich geändert. Das Burgtheater macht glänzende Geschäfte, das Volkstheater ist längst von der Höhe seines Glückes herabgeglitten. Herr Dr. Schleuther hat in den Jahren seiner Direktion, nachdem er Fehler über Fehler, Unsinn über Unsinn gemacht, nachdem er unmögliche Schauspieler engagirt, bei der Annahme und Ablehnung von Stücken die unsicherste Hand bewiesen hat, offenbar eingesehen, daß er nicht die Fähigkeit besitzt, ein selbständiger, eigenartiger Direktor zu sein. Aber er ist klug; namentlich schlau. Er wagt sich nicht mehr ins offene Meer hinaus, sondern ladirt geschickt an wohlbekanntem Risten entlang. Er hört auf verständige Männer und läßt sich sichere Sachen, die „brauchen im Reich“ ihre Schuldbigkeit gethan haben, nicht entgehen; von allen direktorialen Künsten hat er die Diplomatenkunst am Schnellsten erlernt. Mit der „Zwillingschwester“, „Jee Caprice“, „Es lebe das Leben!“ füllte er die Häuser und die „Rothe Robe“ that auch in diesem Jahr noch ihre Schuldbigkeit. Aber auch Neues brachte er, Finkelnagelneues: drei Stücke von höchst verschiedenem Werth: den „Schatten“ von Marie Delle Grazie, den „Apostel“ von Bahr und Shakespeares „Troilus und Cressida“ in Gelbers Bearbeitung.

Die Aufführung von „Troilus und Cressida“ war seit vielen, vielen Jahren die erste wirkliche That des Burgtheaters. Ein Stück Shakespeares ist der Bühne wiedergewonnen, nein: neu gewonnen worden. Es hat die widersprechendsten und wunderlichsten Beurtheilungen und Deutungen erfahren. Die Einen hielten und halten es für eine Parodie, für einen grotesken Scherz, für eine

Berhöhung der trojanischen Helden, fast für eine Vorahnung Offenbachs. Die Anderen sehen darin ein gewaltiges Trauerspiel voll heiligen Ernstes. Zu diesen Auslegern gehört auch Adolf Gelber, der mit höchster Begeisterung, mit einem wahren literarischen Furor seit Jahr und Tag für die Aufführung dieses Dramas schwärmt und kämpft. Man kann nicht scharfsinniger, aber auch nicht spitzfindiger seine Ansichten — oft gegen den Dichter selbst — verteidigen und durchzusetzen suchen, als es Gelber that. Er hat gekürzt und zusammengezogen, einen neuen Schluß gedichtet (er läßt Troilus sterben), er hat die Stellen, die seinem Bilde von den Helden nicht entsprachen, gestrichen, — Alles nur, um Harmonie in das Ganze zu bringen. Aber ein harmonisches Stück zu schreiben, lag in diesem Fall durchaus nicht in Shakespeares Absicht, der die Menschen und die Welt, die Liebe und den Ruhm nie so verachtet hat wie in der Zeit, da er „Troilus und Cressida“ schrieb. Um eines Weibes willen kämpfen und bluten zwei Völker Jahre lang. Was aber ist ein Weib werth? An der Parallelhandlung Cressida wird es gezeigt. Schwachheit: Dein Name ist Weib! Aber Schwachheit ist nur eine freundliche Umschreibung für Treulosigkeit. Mit grimmigerem Hohn ward nie über das Weib der Stab gebrochen. Und die großen griechischen Helden, die hochberühmten! Wenn man sie näher betrachtet: welch ein elendes Pack! Von fern gesehen, mag der Krieg etwas Heroisches an sich haben. In der Nähe sieht man die Betrügereien, die Rohheit, den Mord, die Gemeinheit am Werk. Wer das Leben aus der Nähe betrachtet, sieht das Gröste und das Traurige, die Komik und die Tragik hart an einander grenzen und der wahre Realist wird das Leben nur tragikomisch schildern können. Shakespeare schrieb ein realistisches Stück und nahm sich einen Stoß, den wir gewohnt sind, idealistisch verklärt zu sehen. Daher unser Bestreben. Troilus ist ein Stück voll Dissonanzen, voll der widersprechendsten Stimmungen und gerade in seiner Disharmonie liegt seine Lebenswahrheit und seine Stärke. Es ist nicht bloßer Zufall, daß gerade jetzt dieses Stück auf die Bühne strebt. Wir sind in der Musik und in anderen Künsten für die Aesthetik der Disharmonie reif geworden und fangen an, zu begreifen, daß die Tragikomedie das Stück der Zukunft ist. Unsere Dichter suchen die neue Form. Und da kommt nun Shakespeares Stück zur rechten Zeit als leuchtendes Beispiel. Es wird Einfluß üben, vielleicht unserer dramatischen Kunst, die zu stagniren droht, neues Gefälle bereiten. So ist die Aufführung von „Troilus und Cressida“ am Burgtheater kein bloßes lokales Ereigniß, sondern eine That von literarhistorischer Bedeutung. Bei der Aufführung wurde Gelbers Bearbeitung zu Gunsten Shakespeares stark modifizirt. Schlenther hat viele Striche wieder aufgemacht und ein kluges Kompromiß zwischen der Urform und der Bearbeitung hergestellt, so daß der tragikomische Charakter zur Geltung kam, ohne unser Gefühl durch allzu heftige Sprünge zu beleidigen. Der Erfolg der vier ersten Akte war außerordentlich. Der letzte wirkte allerdings nicht. Aber ich bin überzeugt daß auch er seine Schuldigkeit thun würde, wenn man, statt kommentatorisch zu streichen oder hinzuzufügen, einfach die Urform wiederherstellt und dem Paar Pandarus-Troilus die das Stück beginnen, auch die Schlußworte läßt.

Zu dem Vorwort zu seiner Bearbeitung spricht Gelber sehr kluge Worte über die Massen auf der Bühne. Weit mehr Massenstück als „Troilus und Cressida“ war aber Hermann Bahrs „Apostel“, mit dem Schlenthers alter kritischer Feind

seinen Einzug ins Burgtheater hielt. Es war durchaus nicht der Einzug eines Siegers. Bahr wollte für einen Schauspieler — für den von ihm glühend verehrten Novelli — eine Bombentrolle schreiben; so entstand sein Stück. Es war als Tragikomödie gedacht, denn der Dichter hatte die Absicht, den Helden, den Apostel, den schwärmerischen Verkünder und Verfechter der dunkelsten politischen Phrasen, den wohlgemuth auf allen Gemeinplätzen der Menschenliebe und Brüderlichkeit grassenden Staatshengst satirisch zu beleuchten, mit überlegenem Humor dem Gelächter preiszugeben. Nie aber ist eine Absicht schmählicher mißlungen. Man nahm den Apostel leider ernst, — und lachte ihn aus. Und als dann später Bahr versicherte und durch Gespräche mit Freunden, die es bezeugten, erhärtete, das Ganze sei nur satirisch gemeint gewesen, konnte, wer das Stück nachprüfte, beim besten Willen nur darüber staunen, daß ein Dichter sich über seine Fähigkeiten so täuschen kann. Weder die gänzlich mißlungene Figur des Apostels noch die fadenscheinige Handlung, eine ungeschickte Variation über das Nora-Motiv, noch der hastige, uninteressante, saloppe Dialog vermochten zu interessieren. Wohl aber interessirte der zweite Akt, der ein Parlament in voller Thätigkeit zeigt. Dieser Akt bot der Regiekunst Thimigs Gelegenheit, alle Register zu ziehen, und war ein Meisterstück der Massenbewegung. Um dieses Aktes willen ging man ins Theater. Schade, daß Bahr mit diesem lächerlichen und elenden Stück und nicht mit seinem „Krampus“ im Burgtheater zu Worte kam. Wie ich den „Apostel“ für das schlechteste Stück Bahrs halte, so den „Krampus“ für sein bestes. Ueber Mangel an Handlung, über Kurzathmigkeit des Stoffes bei aller Breite der Ausführung läßt die Liebenswürdigkeit hinweg, mit der Menschen, Zeit und Milieu geschildert sind. Das ist das echte Burgtheaterstück, das vielleicht nur auf dem Burgtheater Erfolg haben könnte. Mußte Schlenther aber just Bahrs schlimmstes Produkt zur Aufführung annehmen?

Auch Marie Eugenie Delle Grazie wollte mehr und Anderes in ihrem „Schatten“ geben, als ihr zu verkörpern gelang. Wie ein Schatten huschte das Drama über die Bühne und man erweist der Dichterin, Oesterreichs größter Epikerin, keinen Gefallen, wenn man auf das dunkle, unklare, im Gedankenchaos stecken gebliebene Stück noch zurückkommt. Wie ein unangenehmer Traum lastet es in der Erinnerung. Kein Vernünftiger wird Schlenther einen Vorwurf daraus machen, daß er dieses Stück, dessen geringe Bühnenlebensfähigkeit selbst ihm von vorn herein klar sein mußte, aufführte. Es war einfach seine Pflicht, denn Fedulein Delle Grazie hat unter allen Umständen das Recht, gehört zu werden. Aber man fragt sich verwundert, warum Schlenther dieses Recht ihr zugesteht und Schnitzler entzieht. So gut wie den „Schatten“ hätte er auch den „Schleier der Beatrice“ aufführen können, aufführen müssen.

Das Deutsche Volkstheater ist in schwieriger Lage. Sein Etat ist außerordentlich hoch, und da es ein Privattheater ist, muß es an Verdienst denken. Darin liegt gewiß kein Vorwurf. Vorwerfen könnte man der Bühne nur die furchtbaren Lasten, die sie sich aufgeladen hat und die sie nun zwingen, den Erfolgen um jeden Preis nachzujagen. Das Repertoire ist so buntschadig wie möglich. Nun ist gar der verschämte Versuch gemacht worden (mit Buchbinder-Weinbergers „Spag“), der Operette Zutritt zu gönnen. Aber dieses Kokettiren mit allen Stilen und Gattungen verdirbt Schauspieler und Publikum. Dabei haben die Berather des Direktors Bukovics eine merkwürdig unglückliche Hand.

Vor zwei Jahren wurde der „Probekandidat“ zurückgewiesen und in diesem Jahr ließ man sich das „Große Licht“ entgehen. Fern sei es von mir, für den Probekandidaten oder gar für das „Große Licht“ eine Lanze einzulegen. Aber hier handelt es sich um ein Geschäftstheater, das solche Kassenstücke im eigensten Interesse nicht zurückweisen darf. Literarische Bedenken können nicht in Betracht gekommen sein, da das Volkstheater Stücke, die noch tief unter dem Niveau des Herrn Philipp stehen, wie „Das Ewig-Weibliche“ des Herrn Miß, unbedenklich und mit größtem Vergnügen annimmt und spielt. Einzelne interessante Stücke, Saltens „Der Gemeine“, Kranewitters „Andre Hofer“, Lubassys „Goldener Boden“, wurden dem Theater von der Censur verboten. So bleibt denn von Stücken, die den Berlinern unbekannt sind, nichts übrig als der „Neue Simson“ von Karlweis. Ueber diesen Dichter werden wir — ich meine Wien und Berlin — uns kaum verständigen. Seine lebenswürdige Satire, sein gutmüthiger Spott, die herzliche Vertraulichkeit, mit der er zu seinem Publikum sprach, kurz, Alles, was ihm in Wien Freundschaft und Liebe eintrug, verlag in Berlin. Ein wipziger deutscher Theatermann sagte einst, Karlweis' dramatische Laufbahn ende bei Bodenbach. Wien aber trauerte ehrlich am Grab dieses Dichters.

Besonders schlimm ist, daß im Volkstheater die nervöse Unruhe des Repertoires das Ensemble lockert und das Publikum verdirbt. Ich bin nämlich überzeugt davon, daß ein Direktor mit ausgeprägter Physiognomie, mit bestimmtem Geschmack und mit der nöthigen Willenskraft, diesen Geschmack in Thaten umzusetzen, kein ungeberdiges und unverlässliches Publikum in seinem Hause hätte. Dem Direktor gehts schließlich wie einem Dichter. Er arbeitet für das Publikum, aber er verliert sofort Halt und Richtung, wenn er, auf die wirren Aeußerungen von da draußen hinhorchend, ein treuer Diener dieses launischen Herrn sein will. Das Publikum läßt sich gern führen, wenn eine Persönlichkeit da ist, die zu ihm spricht. Vielleicht wäre Herr Jarno an einem großen Theater ein solcher Direktor. Im Theater in der Josefstadt kann er seine Fähigkeiten nur von Zeit zu Zeit, wenn er sich den Luxus eines literarischen Abends gestattet, entfalten. An diesen literarischen Abenden bringt er interessante Werke ganz mustergiltig heraus. Das werthvollste dieser Werke war diesmal ein Volksstück, „Franzla“ von Otto Fuchs-Lalab, das in der Milieuschilderung und Charakteristik, in seinem kräftigen dramatischen Leben von starker Begabung zeugte. Ein gewisser Hang des Verfassers zu melodramatischen Wirkungen und die Ueberfättigung des Publikums mit Genrestücken beeinträchtigten den Erfolg. Jedenfalls aber zeigte Fuchs sich darin als einen Mann, mit dem unsere Bühnen rechnen dürfen. Im Josefstädter Theater sahen wir auch die Rationeuren des Akademisch-Dramatischen Vereines: Kleists „Guiskard“, Werners „Vierundzwanzigster Februar“, Goethes „Satyros“ und den „Perikles“ des Euripides. Der Erfolg überstieg alle Erwartungen. Es ist sehr klug von den Veranstaltern, daß sie sich bei ihren Darbietungen auf Werke beschränken, die jenseits der Tageskritik stehen. Eine freie Bühne, die moderne Stücke aufzuführen wollte, wird in Wien durch die Censur unmöglich gemacht. Ueber unsere Zustände und Verhältnisse, über Alles, was uns am Nächsten angeht, was uns ins Fleisch schneidet, darf man auf unseren Bühnen weder lachen noch weinen.

Wien.

Dr. Rudolf Lothar.





## Der Fall Grimm.

**N**och immer beschäftigt sich die Presse, besonders die des Auslandes, mit der sogenannten Landesverrathsaffaire des Oberstlieutenants Grimm und sucht unter Enthüllung sensationeller Einzelheiten das Laienpublikum über das Ungeheuerliche des begangenen Verbrechens und über eine Reihe wichtiger militärischer Maßnahmen aufzuklären und zu belehren. Das Merkwürdigste an diesen Veröffentlichungen ist, daß sie selbst bei verständigen Leuten vollen Glauben finden, während doch auf der Hand liegt, daß über den wahren Thatbestand all dieser Dinge nur ein sehr enger Kreis von Eingeweihten genau informirt und in der Lage sein kann, zuverlässige Angaben zu machen. Ich will den Kreis Derer, die in das Dunkel des begangenen Verraths einzubringen versuchen, nicht durch ein vergebliches Forschen nach vermeintlicher Wahrheit vergrößern, sondern mich darauf beschränken, mit objektiver Prüfung an die bekannt gewordenen Ereignisse heranzutreten und namentlich den Werth der „Zugpläne“ festzustellen, die im Zusammenhang mit der vorliegenden Affaire auf Grund unzuverlässigen Materials über die Verwendung der russischen Armee im Falle eines Krieges gegen Deutschland und Oesterreich in der deutschen und französischen Presse verbreitet worden sind.

Was Grimm thatsächlich verrathen und an wen er im Einzelnen seine Dokumente weitergegeben und verkauft hat: darüber dürften authentische Mittheilungen wohl schwerlich je in die Oeffentlichkeit dringen. Aber die Schlussfolgerung scheint doch berechtigt, nachdem die Verordnung des russischen Kaisers über die Auserdienststellung des Angeklagten „unter Verlassung in den Listen der Linieninfanterie“ bekannt geworden ist, daß es sich bei jenem Verrath nicht um so ungeheuerliche Geheimnisse gehandelt haben kann, wie ein Theil der Presse ihre Leser glauben machen will. So gewinnen denn auch die Auslassungen des Generals Buzprewski, der Grimms direkter Vorgesetzter und Generalstabschef des warschauer Militärbezirkes war, mehr und mehr an Wahrscheinlichkeit. Dieser ausgezeichnete Generalstabsoffizier sagt, daß Grimm bei der Art seiner Funktionen gar nicht in der Lage gewesen sei, die Mobilmachungspläne der Armeecorps des warschauer Militärbezirkes oder Dokumente über den strategischen Aufmarsch der russischen Armee an der deutsch-österreichischen Grenze zu kennen, geschweige denn, sie an eine fremde Macht auszuliefern. Zugegeben wird nur, daß dem Angeklagten in Folge der Berichte, die er alljährlich über die materielle Lage der im warschauer Bezirk diskorirten Truppen auszuarbeiten hatte und die, weil sie dem Kaiser vorgelegt wurden, einer besonderen Sorgfalt und eingehender Sachkenntniß bedurften, eine Reihe wichtiger Schriftstücke zur Verfügung gestanden haben, aus denen Maßnahmen der Verteidigung und sekrete Anordnungen inner-

halb einzelner großer Grenzbeistigungen für den Fall eines Eindringens ein v. deutschen und österreichischen Armee in Polen ersichtlich waren. Wenn nun namentlich die polnische Presse in Oesterreich sich der ganzen Angelegenheit noch heute besonders warm annimmt und fast täglich ihre Spalten der nachgerade lächerlichen Mär öffnet, es sei erwiesen, daß nur Deutschland in den Besitz der Geheimpapiere gekommen sei und daß die an der deutschen Grenze gegen Rußland getroffenen militärischen Maßnahmen den russischen Generalstab zuerst auf die Spur des Verräthers gebracht hätten, so muß, ohne auf Details einzugehen, doch festgestellt werden, daß zuverlässige Nachrichten darüber vorliegen, der russische Militärbevollmächtigte in Wien, Oberst Boronin, sei es gewesen, der auf Grund auffälliger und wiederholter Truppenverschiebungen im krasauer Militärbezirk zuerst Verdacht auf Preisgabe militärischer Geheimnisse geschöpft und seine Wahrnehmungen der vorgefetzten Behörde mitgetheilt habe. Die polnische Presse ist bei ihrem lauten Geschrei augenscheinlich berühmten Mustern gefolgt und hat versucht, das im Jahr 1894 in einem ähnlichen Fall verlorene Spiel wiederzugewinnen; denn als in jenem Jahre der in Kischeneu garnisonirte Oberstlieutenant Gregoriew Details über den Aufmarsch russischer Truppen an der Grenze der Bukowina und an Galiziens Grenze für 20000 Gulden an Oesterreich verrieth, versuchte die selbe Presse, von der hier die Rede ist, wenn auch vergeblich, die Schuld auf Deutschland abzuwälzen und es sogar verantwortlich zu machen für die Störung gut nachbarlicher Beziehungen zwischen dem österreichisch-ungarischen und dem russischen Reich.

Hätte nun aber der Oberstlieutenant Grimm wirklich Mobilmachungs- und Festungspläne an eine fremde Macht auszuliefern vermocht: wäre damit vom rein militärischen Standpunkt aus Rußland ein schwer wieder gut zu machender Schade zugefügt und dem Staat, der die Papiere erhielt, ein außergewöhnlicher Vortheil gesichert worden? Ich glaube, diese Frage verneinen zu müssen, selbst auf die Gefahr hin, mich mit vielen „Strategen“ in Widerspruch zu setzen, die meinen, daß der Gewinn auf der Hand liege, da „die Grundlinien des strategischen Aufmarsches der russischen Heeresheile nicht mehr verschoben werden könnten, selbst wenn man die Mobilmachungspläne jetzt nach Aufdeckung des Verrathes verändern wollte; denn Bahnlagen, Festungen und Dislokation der Truppen ließen sich nicht unsichtbar machen und müßten für alle Zeiten eine feststehende Basis für die Operationspläne bilden“. Zunächst kann ich diesen Satz, lediglich auf die russischen Verhältnisse angewandt, nur für die Festungen unterschreiben. Der Verrath von Festungsplänen schädigt in jedem Fall die Landesverteidigung, da sich diese Pläne nicht mit einem Federstrich, oft überhaupt nicht wesentlich ändern lassen. Erwähnen möchte ich dabei, daß, trotzdem also der Macht,

die die Pläne der großen Grenzfestungen von Grimm erhielt, ein werthvoller Dienst erwiesen worden ist, nicht nur neue und unbekannte Daten verrathen wurden; denn viele wichtige Details waren ja längst bekannt und haben einer feindlichen Heeresleitung die Möglichkeit gegeben, ihre Dispositionen danach zu treffen. Um nur ein Beispiel herauszugreifen: von der Stärke der die Basis der russischen Landesvertheidigung bildenden besetzten Linie Nowogeorgiewsk-Warschau mit Segrsh-Zwangorod konnte man sich auch bisher schon eine ungefähre Vorstellung machen, denn man weiß, daß die äußerste Grenze der Vertheidigung Warschaws eine Ausdehnung von 55 Kilometern hat, daß 5 Forts und 3 Zwischenwerke in einer Entfernung von  $2\frac{1}{2}$  Kilometer von der Stadt deren Umwallung bilden und daß dann auf weitere 5 Kilometer hinaus sich ein Gürtel von 16 Forts und 5 Zwischenwerken um die Centrale der russischen Defensivpositionen legt. Auch Nowogeorgiewsk, das, am Zusammenfluß von Bug-Rawem und Weichsel gelegen, für den Uferwechsel von der allergrößten Bedeutung ist und deshalb auf dem rechten Weichselufer 3, auf dem linken 4 Forts vorgeschoben hat, erreicht in seiner vordersten Vertheidigungslinie einen Umfang von annähernd 33 Kilometern. Zwangorod ist die kleinste Festung der erwähnten Vertheidigungsbasis; aber wenn auch der Fortsgürtel nur eine Ausdehnung von 19 Kilometern hat und im Ganzen nur 7 Forts zu beiden Seiten der Weichsel den Schutz dieses Platzes bilden, so ist doch seine Vertheidigung außerordentlich stark zu nennen, weil, namentlich auf der Westfront, ungangbares Gelände die Festung umgibt. Auch über Brest-Litowsk, Bjelelost und Rowno, das, am Niemen gelegen, einen der stärksten und modernsten Stützpunkte des nordwestlichen Rußlands bildet, fehlt es nicht an Details und selbst über das gegen Oesterreich gerichtete Festungsdreieck Ludsk-Dubno-Rowno sind mehrfach zutreffende Angaben in die Oeffentlichkeit gedrungen.

Ganz anders liegen die Verhältnisse bei den russischen Eisenbahnen, die für den vorliegenden Fall zunächst in Betracht kommen, und, im Zusammenhang damit, auch bei der Vertheilung der Truppen, auf die im Kriegsfall für eine Mobilmachung und den Aufmarsch in erster Linie zu rechnen ist. Kein europäischer Großstaat ist zur Zeit mehr damit beschäftigt, sein Eisenbahnnetz, besonders für militärische Zwecke, auszubehnen, als Rußland; und wenn in der Presse verbreitet wird, Deutschland sei für einen Aufmarsch an der russisch-polnischen Grenze mit 9 Haupteisenbahnlinien und zahlreichen Querbahnen den 3 bis 4 großen Bahnen Rußlands, die nach der Grenze führen, erheblich überlegen und die russische Armeeleitung sei für lange Zeit durch die geringe Zahl dieser Bahnen an die ursprünglichen Grundsätze ihres strategischen Aufmarsches gebunden, so beweisen die Mitarbeiter dieser Blätter eine gefährliche Unkenntniß der thatsächlichen Verhältnisse und ein völliges

Verkennen der Gesamtsituation. Das Zarreich verfügt zur Zeit über fünf große, aus dem Innern Rußlands kommende und die Truppen nach Warschau führende Bahnlirien, die mit ihren sechs Abzweigungen und Nebengleisen unstrcitig ein ganz bedeutendes Verkehrsnetz für militärische Zwecke bilden und die russische oberste Heeresleitung in die Lage versetzen werden, weit schneller mit größeren Massen an den Grenzen zu erscheinen, als es in früheren Feldzügen möglich war. Dazu werden auch die an die österreich-galizische Grenze durchgehenden drei Linien beitragen, die mit ihren weiten Verzweigungen ein sorgfältig angelegtes Bahnsystem bilden. Nun begnügt sich aber, wie ich zuverlässig weiß, die russische Regierung nicht etwa mit den vorgenannten Eisenbahnen, sondern baut im Gegentheil mit unermüdlichem Eifer weiter, so daß, mit Ausschluß zweiter Gleise auf schon vorhandenen Bahnen, zur Zeit die ungeheure Strecke von 11000 Kilometern im Bau ist. Unter diesen Linien, die für unsere Betrachtungen von Werth sind, ist vor allen Dingen die von Warschau über Lowitsch-Lodz nach Kalisch führende Bahn zu nennen, die eine direkte Verbindung zwischen der preussischen Grenze und Warschau herstellt und mit solchem Eifer gefördert wird, daß ihre Vollendung noch vor dem kontraktmäßigen Termin des Jahres 1903 zu erwarten ist. Welche militärische Wichtigkeit dieser Bahn auch in Rußland zugeschrieben wird, lehrt der Umstand, daß man sich entschlossen hat, sie, im Hinblick auf die Möglichkeit eines für Deutschland erfolgreichen Krieges, mit russischer Spurweite zu bauen, trotzdem die Warschau-Wiener Bahn nebst ihren beiden Zweiglinien Skierniewice-Alexandrowo und Kolaszki-Lodz die einzigen russischen Bahnen mit westeuropäischer Spurweite sind.

Von großer Bedeutung für die Konzentration russischer Truppen an der österreichischen Grenze ist die 440 Kilometer lange Staatsbahn Rjewe-Koweit, die schon zu Beginn des nächsten Jahres fertig sein soll und die besonders den nördlich des Azowschen Meeres dislozirten Heeresrheilen nützen wird. Diese Bahnlirie fährt durch schwach bevölkerte Gegenden, so daß von ihr für Handel und Verkehr wenig Vortheile zu erwarten sind und der strategische Zweck immer im Vordergrund bleiben wird.

Das letzte Glied in den militärischen Bahnprojekten Rußlands bildet die in jüngster Zeit vielgenannte Strecke Wologoje-Siedlce. Es heißt, daß diese 1100 Kilometer lange Eisenbahn, die eine Fortsetzung der bereits vorhandenen Linie Rostroma-Nybinsk-Wologoje sein und zur Entlastung der beiden großen Bahnen Petersburg-Warschau und Moskau-Warschau dienen soll, nicht nur mit französischem Gelde, sondern angeblich auch auf dringendes Verreiben des französischen Generalstabes gebaut wird.

Schon diese Betrachtungen zeigen, daß Rußland mit seinem stetig sich erweiternden Eisenbahnnetz nicht nur leicht Truppenverschiebungen innerhalb

wie außerhalb seiner Grenzgebiete vornehmen, sondern auch Mobilmachung, Aufmarsch und Verwendung der Armee nach ganz anderen Erwägungen als bisher anordnen lassen kann. Damit aber wäre den von Grimm etwa ausgelieferten Papieren dieser Art jeder Werth genommen.

In der Erörterung russischer Operationpläne wurde auch gesagt, die strategische Gesamtlage weise die russischen Armeen bei Ausbruch eines Krieges Deutschland gegenüber zunächst auf die Defensivrolle an der starken Weichselbarriere und auf die Vertheidigung des polnischen Festungsfünftecks Nowo-Georgiewsk-Warschau-Zwangoorod-Brest-Litowsk. Diese Voraussetzungen scheint mir, in Verbindung damit, daß Oberstlieutenant Grimm, wenn er überhaupt wichtige Aktenstücke ausgeliefert hat, im Wesentlichen nur solche über einzelne Grenzbefestigungen im warschauer Militärbezirk verfaßt haben konnte, so bemerkenswerth, daß ich auf Grund zuverlässigen Materials, ohne auf das Gebiet der Strategie vom grünen Tisch aus überzugehen, noch ein paar Worte darüber sagen möchte. Daß Rußlands Eisenbahnen heute noch nicht so leistungsfähig ist wie unseres und daß deshalb die Mobilmachung des russischen Heeres nicht so glatt verlaufen wird, wie wir es bei uns erwarten, dürfte sich auch aus meinen Betrachtungen ergeben haben. Immerhin steht es jedoch mit der Schnelligkeit des Aufmarsches der russischen Armee nicht so schlecht, wie man vielfach anzunehmen geneigt ist, denn ein mit den Verhältnissen des verbündeten Jarenreiches vertrauter höherer französischer Offizier hat ausgerechnet, ein russisches Armeecorps brauche mit allen Trains vierzehn Tage zu seiner Beförderung auf eine Entfernung von 1000 Werst und es sei anzunehmen, daß drei Fünftel der europäischen Streitkräfte des russischen Heeres in achtzehn bis zwanzig Tagen mobil gemacht und dem Kriegsplan gemäß konzentriert werden könnten. Nun aber hat außerdem die russische oberste Heeresleitung, in richtiger Erkenntniß ihrer heute noch nicht hinreichend entwickelten Eisenbahnen, um diesen Nachtheil auszugleichen und um Bahntransporte größerer mobiler Truppenmassen im letzten Augenblick möglichst zu vermeiden, mehr als zwei Drittel des Friedensstandes der Armee längs der Westgrenze dislozirt und dadurch erreicht, daß 5½ Armeecorps mit allem Zubehör an Kavallerie und Artillerie, 2 Schützenbrigaden nebst 2 Kavalleriecorps in centraler Stellung im Militärbezirk Warschau bereit stehen und nur auf die Marschordre warten. Ferner stehen dann je 5 Armeecorps in den benachbarten Militärbezirken Wilna und Kijew längs der preussischen und österreichischen Grenze; und an den äußersten Flügeln dieser Aufstellung sind im Militärbezirk Petersburg 3, im Militärbezirk Odessa 2 Armeecorps nebst Reservetruppen zum Eingreifen verfügbar. Die weiter östlich liegenden Militärbezirke Moskau — mit 3 Armeecorps — und Kasan haben dabei zur Aufstellung der Reservearmee und als Haupt-

haß für den Nachschub zu dienen. Auf diese Weise sind die an den Westgrenzen untergebrachten Truppen in der Lage, selbst in nicht vollständig mobilem Zustande dem Gegner in kürzester Zeit nicht nur defensiv, sondern auch offensiv entgegenzutreten. Und gerade diese zweite Möglichkeit möchte ich, im Gegensatz zu dem vorhin bezeichneten Gedankengang, in den Vordergrund stellen. Nach meiner Ansicht spricht die Wahrscheinlichkeit dafür, daß die auf so verhältnißmäßig engem Raum konzentrierten Massen der russischen Armee sich bei Ausbruch eines Krieges durch eine Offensive Lust zu machen suchen werden, um dadurch die feindliche Mobilmachung nach Möglichkeit zu stören und sich den Unterhalt für ihren ungeheuren Bedarf in Feindes Land zu beschaffen. Unterstützt würde ein solcher Angriff durch die auch als Depotplätze eingerichteten großen Weichselsefestungen und durch die sumpfige Flußlinie des Bobr-Narew mit seinen von Ossowjez bis Pultawf reichenden Befestigungen. Ganz besonders aber scheint mir für die Nothwendigkeit russischer Offenüb-bewegungen das mit Frankreich geschlossene Bündniß zu sprechen. In welcher Weise sich dieses Bündniß militärisch im Einzelnen bethätigen wird, entzieht sich unserer Kenntniß. Sicher müßte aber Frankreich im Fall eines Krieges wünschen, daß Rußland möglichst viele Kräfte des deutschen Heeres auf sich zu ziehen versucht. Das kann nur durch eine thatkräftige und rücksichtslose Offensive der russischen Armee und nicht durch defensives Verhalten an der Weichsellinie geschehen.

Dem Fall Grimm wird wohl allzu große Bedeutung beigelegt. Unsere Heeresleitung — Das mögen auch unsere Feinde sich merken — bedarf nicht gestohlener Papiere, um Wacht an unseren Grenzen halten zu können.

Köln.

Eril von Wigleben.



## Zwei Legenden.

### Die Helferin.

**D**ie Pforte des Paradieses fiel drohend zu. Der Engel mit dem feurigen Schwert trat vor sie hin; von der brennenden Wehr sprangen noch ein paar glühende Lichter in den himmlischen Garten, der sich langsam in abendliche Schatten hüllte. Adam lag, vom Schmerz hingeworfen, zu den Füßen des Engels. Stirn und Hände grub er in die Erde, krampfte sich schluchzend an die Schwelle seiner verlorenen Seligkeit. Eva stand abseits, da, wo niedrig gewachsene Hecken einen letzten Abschiedsblick auf die entschwundene Seligkeit versprachen. Sie hob sich auf die Zehenspitzen, um noch einmal ihren süßen Garten zu sehen, aber die Hecken hatten sie nur gehöhnt und waren dem Gebote Gottes gehorsam.

Weinend wollte sie zu ihrem Manne treten, als es in den Heden raschelte . . knisterte . . Sie erschraf. Sie wußte, wer da raschelte und knisterte. Sie wollte fliehen. Sie wollte, — aber sie blieb.

Es war die Schlange.

Nähm war sie durch Büsche und Gestrüpp gekrochen, heimlich, damit die anderen Paradiesesthiere ihrer Schande nicht spotten sollten. Nun richtete sie sich empor, hing ihren schimmernden Leib über die Heden herab, wiegte ihn in den abendlichen Schatten. Mit ihrem kalten, klugen Blick sah sie auf die weinende Menschenmutter.

„Eva!“

Eva schrie auf.

„Verführerin, weiche von mir! Hättest nicht Du mich betört, nimmer hätt' ich den Apfel gegessen. Weiche von mir, Verfluchte, weiche von mir!“

Die Schlange wand sich noch näher zu ihr heran. Ihre Stimme klang leise und lockend, wie der Abendwind, der über das paradiesische Gefild strich.

„Eva, Keiner hört Dich! Hier brauchst Du nicht zu lügen! Hättest Du ohne mich den Apfel nicht gegessen?“

Schweigen.

„War Dein Sinn nicht so trüchtig von dieser Begier, daß sie auch ohne mich aus Nicht gesprungen wäre?“

Eva trat einen Schritt zu der Schlange hin. Sich sehen nach allen Seiten umsehend, flüsterte sie mit heißen Augen und Wangen: „Ich wäre an ihr gestorben, hätte ich sie noch länger tragen müssen, hättest nicht Du das Wort gesprochen . . .“

Wieder Schweigen.

„Du gehst in die Weite, Eva! Du sollst draußen Menschen gebären . .“

Ein süßes Lächeln huschte über das verweinte Gesicht der ersten Mutter.

„Auch draußen werden verbotene Früchte wachsen . . Ob Deine Menschenkinder niemals Begier nach ihnen spüren?“

Eva rang die Hände. In weinender Selbstschmähung:

„Es sind ja meine Kinder!“

„Werden sie so stark sein, daß ihre Begier zum Lichte drängt oder wird sie ihnen ungeboren im schwachen Schoß verkümmern?“

„Es sind ja meine Kinder!“

Adam erhob sich von der Erde und rief seinem Weibe. Einen Athemzug lang besann sich Eva, dann flüsterte sie in die Heden: „Komm!“

Sie lüpfte ein Wenig ihr Blättergewand, das die Lenden deckte. Lautlos glitt die Schlange hinein, legte sich um ihren Leib wie ein vierfacher Gürtel.

. . Das Menschenpaar zieht in die Nacht hinaus. Duster schreitet Adam, in verzweifelter Liebe die Hand seines Weibes haltend. Sein Sinn denkt an Verlorenes und an den heißen Arbeitstag, für den seine Faust erst die Waffe schaffen muß. Nostig, lächelnd geht die junge Menschenmutter. In ihrem Schoß, unter dem dunkel geringelten Ewigkeitsbilde, wächst er, dem die Welt gehören soll, mit all seiner Kraft und seiner Schwäche, mit seinen Drängen und seinen Entfaltungen. Seinen ersten Herzschlag fühlt die Schlange, die Verführerin-Erlöserin, die segenreiche, verfluchte Wehmutter aller Sehnjüchte und aller Erkenntnisse . . .

## Die Eiserne Maske.

Der Dauphin hatte Geschichtsstunde. Ein junger Prälat, mit ernstem, klastem Gesicht erteilte sie. Er stand am Fenster, bog den Kopf ein Wenig zurück, als ob er hinter den grauen Wolken draußen die Sonne suchte. Er diktierte; und der Dauphin schrieb gehorsam:

Romulus 753 bis 716.

Numa Pompilius 715 bis 672.

Tullus Hostilius 672 bis 640.

Nucus . . .

Der Dauphin legte plötzlich den Kiel weg und fragte ganz unvermittelt:

„Herr Abbé, wer war die Eiserne Maske?“

„Ich weiß es nicht, Monseigneur.“

„Doch! Sie wissen es!“

„Wie sollte ich, Monseigneur? Weiß es doch Keiner!“

Der Dauphin beharrte: „Sie wissen es doch! Ich habe jeden meiner früheren Lehrer danach gefragt und jeder ist roth geworden, hat so verworren geredet, daß ich genau merkte, er wisse es wirklich nicht. Sie aber sind nicht roth geworden. Nicht einmal gezußt haben Sie. Sie lächeln nur, lächeln gerade so wie Tante Montpensier, wenn ich sie frage, ob sie mir Bonbons mitgebracht hat, und sie dann sagt: Ich weiß nicht . . .“

„Sie sind sehr scharfsichtig, Monseigneur.“

„Herr Abbé, lassen Sie mich nur zehn Minuten lang mit den römischen Königen zufrieden und erzählen Sie mir schnell, wer die Eiserne Maske war . . .“

„Ich weiß es nicht, Monseigneur. Ich wage auch, zu bezweifeln, daß Seine Majestät sehr entzückt wäre, wenn er den Gesprächsstoff kenne, den Monseigneur sorben wählten.“

Seine Majestät hört uns ja nicht,“ sagte der Dauphin und kitzelte etliche zusammenhanglose Scherzkel unter die Könige Roms. „Es muß eine sehr mächtige Person gewesen sein, diese Eiserne Maske“, sprach er aus seinen Gedanken weiter. „Sonst wäre nicht solches Geheimniß um ihn gewesen und man redete nicht noch so lange nach seinem Tode von ihm.“

Er schien Antwort zu erwarten; aber der Prälat schwieg. Er sah immer noch in die Wolken hinein, hinter denen die Sonne ohnmächtig kämpfte.

„Denken Sie, Herr Abbé, der König selbst, mein verstorbener Großvater, ist einmal bei Nacht heimlich in der Bastille gewesen, um den Gefangenen mit der Eisernen Maske zu sehen.“

„Monseigneur, ich bin entsetzt, daß solcher Sakaienkatsch den Weg zu Ihnen fand!“

„Das ist kein Sakaienkatsch, sondern Wahrheit. Der König, mein verstorbener Großvater, wollte eben einmal das Gesicht des räthselvollen Mannes sehen, der schon in Sainte-Marguerite gefangen saß, als mein Großvater noch ein Kind war. Ob er sein Gesicht dann wirklich gesehen hat, weiß ich nicht. Aber man durfte den Gefangenen niemals wieder vor ihm erwähnen.“ Der Dauphin senkte die Stimme und sah sich sehen nach allen Seiten um. „Er fürchtete ihn vielleicht . . . Denken Sie nur: mein tapferer Großvater fürchtete sich vor diesem Gefangenen!“



Die Sonne kämpfte sich eben durch die Wolken und warf zwei leuchtende Funken in die Augen des Prälaten.

„Wissen Sie, Herr Abbé, was ich nicht begreife? Daß man wirklich nie, nie sein Gesicht gesehen haben soll. Man konnte ihn doch im Schlaf belauschen.“

„Er trug die Maske auch im Schlaf.“

„Der König hätte sie ihm abreißen können.“

„Nein, auch der König war dazu nicht im Stande.“

„War sie denn festgeschmiedet?“

„Ja. Nur Einer konnte sie lösen. Er selbst.“

„Er wollte sein Gesicht nicht sehen lassen?“

„. Hören Sie mich an, Monseigneur: Ich habe den Mann mit dem Eisernen Antlitz gesehen; denn was die Anderen Maske nannten, war sein Gesicht. . . Er wollte nicht, daß die Menschen ihn erkennen, sein Wesen fassen und mit Namen nennen sollten, wie auch er ihnen nicht nachfragte und keine Gemeinschaft mit ihnen begehrte. Darum hatte er Unbeweglichkeit über seine Züge gebreitet, gleich einer Larve, und Schweigen umfing ihn, wie ein kugelsicherer Panzer. Sie denken nun vielleicht, Monseigneur, daß er stumm war oder irren Geistes; aber in seinen Augen lebte Alles, was sein Mund und sein Antlitz verschwiegen. Ein seltsam drangvolles, forschendes Leben, das mit den Gestirnen des Tages und der Nacht Zwiegespräche hielt. Was sie ihm kündeten, was er ihnen vertraute: Keiner hat es je gewußt. Einsam, von den Anderen durch Maske und Panzer getrennt, lebte er die Jahre dahin. Was sie zu ihm herspülten, was er ihnen mitgab: Keiner hat es je erfahren. In Panzer und Maske ist er dann auch gestorben und mit ihm sein Geheimniß. Wie glänzend oder wie blutig es war: Keiner wird es je künden.“

. . . Er hat Söhne hinterlassen, weit dranhin, in der Welt verstreut, ein stolzes, finsternes Geschlecht, das die Maske im Wappen und vor dem Gesicht trägt und mit den Gestirnen Zwiegespräche hält. Ohne Freunde, ohne Befenner ziehen sie schweigend ihre einsame Straße. Aber wo ihr gepanzerter Fuß aufklirrt, poßt die Menge. . . klistert. . . schickt ihnen Fiebermärchen nach. Und die Könige blicken unruhig. . .

Denn gefährlicher als feindliche Heere sind die großen Einsamen. Sie hüten ihr Geheimniß zu gut. Man weiß nie: sind es Fürsten, die zur Nichtstatt gehen, oder Verbrecher, die zum Throne schreiten. . .“

Die Sonne schien jetzt hell ins Gemach; sie legte ihren Glanz wie eine Königsbinde um die Stirn des jungen Prälaten. Der Dauphin starrte ihn an und schrie auf: „Sie. . . Sie selbst sind der Mann mit der Eisernen Maske!“

Der Abbé regte sich nicht. Er legte die Hand an die Stirn, als wolle er die Königsbinde bergen. Und mit ruhiger, kalter Stimme sprach er: „Monseigneur, Sie fiebern! Sie sehen, wie Recht ich hatte, als ich nicht mit Ihnen von solchen Dingen sprechen wollte. Ihre lebhafteste Phantasie verträgt es nicht. Ich muß Sie bitten, zu sich zu kommen; oder wir schließen die Stunde und ich rufe den Leibarzt Seiner Majestät.“

Der Dauphin besann sich, zuckte die Augen, sah seinen Lehrer an, lachte ein verlegenes Kinderlachen, — und das Diktat wurde bei Aeneas Marcias fortgesetzt.

## Selbstanzeigen.

**Aufgaben der Gemeindepolitik.** (Vom Gemeindefozialismus). Vierte Auflage. Jena, Verlag von Gustav Fischer. 220 Seiten, Preis 1,50 Mark.

Miquel hat in einem seiner letzten Briefe darauf hingewiesen, daß die Gemeinde viel mehr als bisher zur Trägerin einer vernünftigen Sozialpolitik werden müßte. Und der vielerfahrene Mann hat damit einem Gedanken Ausdruck gegeben, dessen Bedeutung in immer weiteren Kreisen erkannt wird. Allerdings: die billige großtönende Phrase, das bequeme Schlagwort sind in der Gemeindepolitik nicht so leicht mobil zu machen wie in der Reichspolitik. Hier stoßen hart im engen Raum sich die Sachen.

In dem hier angezeigten Buch, dessen frühere Auflagen in der Presse aller Richtungen, vom „Reichsanzeiger“ bis zu den „Sozialistischen Monatsheften“, freundliche Anerkennung gefunden haben, ist nun versucht worden, alle Fragen, die heute innerhalb der deutschen Gemeindepolitik ein Gegenstand des Streites sind, kurz darzustellen und, darauf ist der Hauptwerth gelegt, durch Wiedergabe praktischer Versuche zu erläutern. So sind behandelt: die Bildungsfragen, Arbeiterfragen, Mittelstandsfragen, Steuerfragen und Gemeindebetriebe. Eine besondere Bedeutung aber messe ich der Behandlung des Bodenproblems innerhalb der Gemeinde zu, die in den Kapiteln: „Die Zuwachsteuer“, „Vom Gemeindegrundeigentum“, „Zur Wohnungsfrage“ gegeben ist. Auch hier ist keine Forderung erhoben, die nicht an irgend einer Stelle schon in deutscher Praxis durchgeführt ist, keine Forderung also, die leicht hin als „graue Theorie“ abzuweisen wäre. Es ist meine Absicht, die ich gern offen zugebe, durch dieses Buch wie durch meine gesammte Thätigkeit als Vorsitzender des Bundes der Deutschen Bodenreformer in unseren Industriestädten den Kampf um die „Zuwachsteuer“ zu entspannen. In ihm liegt ein Stück Entscheidung über alle anderen Probleme des wirtschaftlichen Lebens. Gelingt es, die ungeheuren Werthe, die alle Tage in unseren aufblühenden Gemeinden durch die Kulturarbeit der Gesamtheit erzeugt, aber heute fast überall noch von Terrainpekulanten ohne jede Arbeitsleistung für sich beschlagnahmt werden, für die Gesamtheit zurückzugewinnen, so ist Steuerdruck, Bodenwucher und Wohnungsnoth beseitigt und der Weg zu jeder durchgreifenden Reform geöffnet. Ob das Ziel erreicht werden wird? Ob sich genug ernste Menschen finden, die die sittliche Reife haben, für ernste Fragen ein ehrliches Interesse auch wirklich zu betheiligen? Ich will nur eine einzige Zahl aus dem Buch wiedergeben: Am zweiten Dezember 1895, als von einer akuten Wohnungsnoth noch gar nicht die Rede war, wurden in Berlin gezählt: 4718 Wohnungen ohne jeden heizbaren Raum, 27160 Wohnungen mit nur einem einzigen heizbaren Raum, die von sechs und mehr als sechs Personen dauernd bewohnt werden. Mehr als 200000 Menschen haufen also allein in unserer glänzenden Reichshauptstadt in Verhältnissen, in denen ein gesundes Familienleben fast unmöglich erscheint. In anderen deutschen Gemeinden steht es noch schlimmer als in Berlin; und keine Vohnerhöhung, die die Arbeiter sich oft mit schweren Opfern erkämpfen, vermag ihre Lebenshaltung wirklich zu verbessern, so lange die Miethsteigerungen die Vohnerhöhungen aufheben. Wenn

es doch erst als selbstverständliche Pflicht für Jeden, der von der Gesellschaft als gebildet anerkannt werden will, gälte, wenigstens solche Elementarzahlen der deutschen Volkswirtschaft zu wissen! Dann würden wohl nur noch wenige Menschen sich der allerdings bequemen Täuschung hingeben können, mit Vereinen zum Almosengehen, zur Hebung der Ethik, zur Förderung der Kunst unter dem Volk, zur Bekämpfung des Alkoholismus u. s. w. ihrer sozialen Pflicht völlig zu genügen. Das Wohnungsproblem, dem allein durch verständige Gemeindepolitik begegnet werden kann, führt wirklich bis zum Grunde des sozialen Problems hinab. Mögen meine „Aufgaben der Gemeindepolitik“ helfen, hier Wege zur Besserung zu zeigen. Der Verleger, der ja auf nationalökonomischem Gebiet zu den Kundigsten in Deutschland gehört, muß wohl gutes Zutrauen haben, sonst hätte er nicht den Preis des Werkes auf anderthalb Mark festgesetzt, also auf etwa ein Drittel des Preises, der sonst für ein nationalökonomisches Werk gleichen Umfanges üblich ist. Adolf Damaschke.

### Die Türen des Lebens. Prag. Verlag Symposion.

Dieses Buch erzählt die Geschichte der Veronika Selig. Wie ihr das Leben die Marter bringt, für die ihr Herz zu eng und zu gütig ist. Wie sie sich verkriecht vor dem Leben und dennoch den Ton seiner Schritte immer wieder hört, wenn es an ihren Fenstern vorübergeht. Und wie sie am Ende sich nicht mehr helfen kann und ihre ungebändigte Liebe, ihre erstarrten Wünsche und ihre verlorenen Tage noch einmal zu einem Abenteuer sich zusammenfinden, das sie doch nun zum Schluß wieder heimkehren läßt in das verrufene Haus, in dem das Leben und das Schicksal gestorben sind. Es ist der Roman der passiven Menschen. Es ist ein Gleichniß und die Legende von der Wiederkehr: die Sage von den Türen des Lebens, hinter denen die Schauer und das Wunder wohnen und hundert Dinge, die auf uns lasten, die Träume und die Traurigkeit, der Hohn und die Gebete eines hysterischen Herzens.

Prag.

Paul Leppin.

### Verfäumer Frühling. Hugo Steinitz, Berlin 1902.

Weh, daß ich meinen jungen Venz verträumt,  
In Labyrinthens pfadlos mich verfäumt,  
Indeß der Frühling blühte . . .  
Und daß ich meinen Sommer nicht genossen  
Und thöricht meine Sinne hielt verschlossen,  
Indeß die Rose glühte . . .

In spät entfacht, bunter Herbstesprauch  
Ist meine arme Seele aufgewacht,

Run, da die Rebel wallen . . .  
Was soll mir jetzt das goldne Purpurlaub!  
Den Farbensluthen fehlt der Blütenstaub —  
Die Blätter fallen . . .

Jenny Schnabl.

## Rothschild-Lombarden.

In den letzten Wochen ist wieder viel Druckerschwärze für Meldungen über die Oesterreichische Südbahngesellschaft verbraucht worden. Zwei Millionen Kronen Betriebsverlust, Deckung der Obligationenzinsen aus der ohnehin schon geringen Obligationenreserve, Ernennung eines Kurators für alle vorhandenen Prioritäten, Vorschläge zur Hinausschiebung der Tilgung: Das ungefähr war der Inhalt der Nachrichten, die aus Wien hier eintrafen. Daß die Obligationenbesitzer darüber nicht gerade sehr erfreut waren, ist begreiflich; noch näher an die Haut ging die Sache aber den Aktionären. Die Aussicht auf eine lange Dividendenpause, die keine Aktionäre...  
 mußte sie aber den Südbahnaktionären sein, die die Entwicklung kommen sahen und seit Jahren in allen Generalversammlungen das Beschreiten neuer Wege empfahlen, um dem drohenden Unheil zu entgehen. Jetzt endlich hat die Verwaltung sich zur Annahme eines Theiles dieser Vorschläge bequemt.

Wenn Aktionäre gegen Obligationenbesitzer kämpfen, so wendet die Sympathie gemüthvoller Menschen sich meist den Obligationären zu. Der Aktionär ist Theilhaber des Unternehmens. In den fetten Jahren sieht er mit Verachtung auf die dummen soliden Leute herab, die sich begnügen, gegen lumpige Zinsversprechungen ihm die Gelder zu leihen, die nötig sind, um das Unternehmen zur Blüthe zu bringen. In schlechten Jahren ist der Aktionär verpflichtet, den Obligationenbesitzern Tribut zu zahlen, denn sie sind seine Gläubiger, vor denen er, wenn er sie braucht, höflich den Hut ziehen muß. Aber wer denkt in den Jahren des Glückes und Glanzes an das traurige Ende? Kommt dann die schlechte Zeit, muß Jahr vor Jahr der Aktionär zusehen, wie seine Gläubiger, behaglich schnunzelnd, die Zinsen in die Taschen stecken, so ist er nur allzu leicht geneigt, jetzt plötzlich mit Ansprüchen an die Obligationenbesitzer heranzutreten und von ihnen zu fordern, sie möchten, damit er Dividende bekommt, auf einen Theil ihrer Rechte verzichten. Diese Reigung ist menschlich, allzu menschlich. Unsere Sympathie aber gehört den Leuten, die sich in den glänzenden Jahren mit dem niedrigen Zinsfuß abfinden ließen, um sich dafür das Recht der Gläubiger zu sichern. Nur sind solche Sympathien an gewisse Voraussetzungen gebunden. Dem Juristen ist jeder Vertrag heilig. Fiat justitia, pereat mundus. Doch der Vaie denkt nicht in so starren Sätzen. Er fragt auch nach dem Inhalt und der Genesis der Verträge. Der Obligationär hat mühsam ersparte tausend Mark der Gesellschaft geborgt. Dieser Betrag, so ward versprochen, soll ihm verzinst und nach Ablauf einer bestimmten Zeit zurückbezahlt werden. Plötzlich bietet man ihm nur die Hälfte, vielleicht gar noch einen niedrigeren Zinsfuß. Das empört uns. So etwa lagen die Dinge bei der Reorganisation der Hypothekensbanken. Da war das Vertrauen der kleinsten Später mißbraucht worden. Deshalb stellt das Volksbewußtsein die Sanirung der Hypothekensbanken in eine Reihe mit anderen groben Vertragsbrüchen der Finanzgeschäfte.

Der Kampf zwischen Obligationären und Aktionären der Südbahn beruht auf einer ganz anderen Voraussetzung. Die Bahngesellschaft ist von den Rothschilds ausgewuchert worden. Das Obligationengeschäft gilt sonst mit Recht als solid; doch bei der lombardischen Bahn wurde diese Solidität immer nur

vorgetauscht. Charakteristisch ist schon der Spitzname der Bahn; ihre Aktien sind unter dem Namen Lombarden ein allen Börsen Europas wohlbekanntes Spielpapier. Lombarden: so nannte man, ihrer Herkunft nach, im Mittelalter die Wechsler, die auf den Messen umherzogen. Von den einfachen Holzbänken, auf denen sie saßen, war ein weiter Weg zu durchmessen, bis der Kunstbau des modernen Bankgeschäfts erreicht wurde. Diese Lombarden, die auf ihre Weise der Kultur dienten, waren Leute, die das Vertrauen ihrer Kunden selten mit nützlicher Leistung rechtfertigten. Der Name Lombardische Bahn stammt von Linien her, die der Südbahn schon lange nicht mehr gehören. Als Oesterreich noch über die Kombardei herrschte, war das lombardische Schienennetz der Südbahn auch ein Wahrzeichen von Oesterreichs Oberhoheit. Als dann aber die italienische die österreichische Herrschaft ablöste, wurden die lombardischen Strecken an die italienische Regierung verkauft. Es ist wohl nur ein Zufall, daß gerade in diesen Jahren, von 1875 bis 1880, die Aktien zum ersten Mal keine Dividende brachten. Bis dahin waren ganz ansehnliche Dividenden vertheilt worden. Schon vorher aber war das Unheil gesät, das seitdem die Aktionäre so oft schmerzlich spüren sollten. Es gab 150 Millionen Gulden Aktien. Das weiter nothwendige Kapital wurde nach und nach durch Ausgabe von dreiprozentigen Obligationen beschafft. Ich weiß nicht, ob die Aktionäre in diesem niedrigen Zinsfuß einen Vortheil sahen. Das würde der ländläufigen Ansicht entsprechen. Selbst Riquel war ja stolz darauf, daß er in den finanziell schwierigsten Zeiten dreiprozentige Anleihen aufzunehmen vermochte. Gerade das Beispiel der lombardischen Bahn lehrt aber, daß billig verzinsten Anleihen mit ihrem niedrigen Ausgabekurs einer Gesellschaft verhängnißvoll werden können und nur den Kapitalisten nützen, die den Kursgewinn einstreichen. Die lombardische Bahn häuften im Lauf der Jahre eine Obligationenschuld von über 900 Millionen Gulden, für die sie in Wirklichkeit knapp 450 Millionen Gulden erhielt, weil im Durchschnitt der Uebernahmekurs auf etwa 48 stand. So mußte eine drückende Last entstehen. Ein Kapital von mehr als einer Milliarde Gulden war, dem Nennwerth nach, in der Bahn investirt. Die Zinsen aber mußten von dem relativ kleinen Aktienkapital — 150 Millionen — aufgebracht werden. Es war also nöthig, für rund 450 Millionen Gulden eine sechsprozentige Verzinsung zu schaffen. Gewiß giebt es Bahnen, die das Anlagekapital viel höher verzinsen, namentlich solche, deren Linien durch reiche Industriegebiete gehen. Aber im Allgemeinen ist bei Bahnen eine sechsprozentige Verzinsung nicht zu erreichen; am Wenigsten bei der Südbahn, deren weites Schienennetz viele unrentable Strecken umfaßt. Noch schwerer als die Verzinsung war in diesem Fall der Tilgungsmodus zu ertragen. Das Versprechen, einen Betrag, der höher als der empfangene ist, zu verzinsen, kann ohne allzu große Beschwerde erfüllt werden, — wenn auch mit der Höhe der Schuldsomme natürlich die Last wächst. Ganz anders liegen die Dinge aber, wenn man verpflichtet ist, mehr, als man erhalten hat, zurückzugeben. Solche Bürde kann selbst der rentabelste Betrieb kaum tragen. Der Staat, der sich aus irgend einem Grunde genöthigt glaubt, billig verzinsten Anleihen zu niedrigem Kurs auszugeben, kann den Ausweg der ewigen Rentenschuld wählen; dann ist er von der Rückzahlungspflicht befreit. Wer aber die Ausgabe einer Bahnobligationenschuld vermittelt, muß wissen, daß die lombar-

diese Methode die Gesellschaft ins Verderben führt. Das war die Schuld der Rothschilds, deren Wucherzoch die Aktionäre abzuschütteln suchten.

Als dieser Versuch, zuerst von den deutschen Aktionären, unternommen wurde, empfing ihn in Oesterreich höhnisches Gelächter. Die Herren der Südbahnverwaltung waren wohl nur an die schlaife Opposition ihrer reichmächtigen Landskute gewöhnt und rechneten nicht mit norddeutscher Zähigkeit. In Hamburg entstand ein Aktionärausschuß, der unter der Führung des Rechtsanwaltes Dr. E. Heymann kräftig zu agitiren begann. Und nun wiederholte sich alljährlich in den Raiderversammlungen der Südbahn das selbe Schauspiel. Die deutschen Aktionäre trugen ihre Pläne vor, begründeten sie ausführlich, — und die Südbahnherren wiesen alle Vorschläge ab und beriefen sich emphatisch auf Recht und Billigkeit. Sind denn aber die Forderungen der Aktionäre so ungeheuerlich? Das von ihnen herbeigeschaffte Gutachten eines österreichischen Anwaltes beweist haarscharf, daß von der Verwaltung den Obligationären freiwillig manche Konzessionen gemacht wurden, auf die sie keinen unbedingten Anspruch hatten, deren Rechtsgrundlage vielmehr höchst zweifelhaft ist; ich will zunächst nur von denen reden, die sich auf Tilgung und Verzinsung beziehen. Die dreiprozentige Obligationenschuld der Bahn war in Silber bezahlt worden, die Bahn aber zahlte auch in letzter Zeit, trotz den veränderten Werthverhältnissen, die Zinsen in Gold. Auch bei der Auslosung wurde der Gegenwerth der ganzen Stücke in Gold bezahlt. Das Gutachten des Advokaten Dr. Weighut läßt gewichtige Zweifel darüber bestehen, ob die Gesellschaft verpflichtet war, in Gold zu zahlen. Die Südbahndirektion hat sich entschieden geweigert, den Auszahlungsmodus zu ändern; die Aenderung, hieß es, könne den Kredit der Gesellschaft gefährden. Diefem Argument haben sich die Aktionäre gefügt. Sie wollen nur noch die drückende Tilgungspflicht erleichtern. Aber auch hier baschten die deutschen Aktionäre nicht an einen Rechtsbruch. Weighuts Gutachten zeigt, daß für eine ganze Reihe von Serien der dreiprozentigen Obligationen die Verpflichtung der Auslosung zum Nennwerth noch einem festen Plan gar nicht besteht. Die Konzession der Südbahn läuft 1968 ab. Bis dahin müssen alle jetzt umlaufenden Obligationen in Höhe von 1,91 Milliarden Francs getilgt sein. Doch ist nicht etwa für die Tilgung der ganzen Summe ein einziger Schlußtermin vorgesehen. 82 Millionen müssen bis 1949, eine Milliarde bis 1954, etwa 800 Millionen bis 1968 getilgt sein. Natürlich wäre schon viel gewonnen, wenn die Endfrist der Tilgung für die ganze Summe bis 1968 hinausgeschoben werden könnte. Das verlangen die Aktionäre. Und sie berufen sich darauf, daß ein Schade dadurch nicht entstehen könnte, weil an der Börse die zu verschiedener Zeit rückzahlbaren Serien die selbe Kursnotiz haben. Das beweist, wie wenig Werth das Kapitalistenpublikum der früheren oder späteren Rückzahlung beimißt. Ferner fordern die deutschen Aktionäre, der Gesellschaft solle erlaubt werden, einen Theil ihrer Obligationen durch Rückkauf zum Tageskurs zu tilgen. Dadurch wäre die Gesellschaft beträchtlich entlastet, denn die dreiprozentigen Obligationen stehen jetzt etwas unter 70. Für jede einzelne Obligation würde der börsenmäßige Rückkauf also ein Erträgniß von rund 150 Francs — gegenüber der Auslosung zum Nennwerth — liefern. Auch hier soll Niemand geschädigt, kein Recht verletzt werden; die wenigen Börsenleute, die ihre Obligationen theurer gekauft hatten, waren ja nicht zum Verkauf gezwungen.

Wer den Pariverth erhalten will, muß eben bis zum Verlofungstermin warten. Auf Obligationäre, die zu niedrigem Kurs gekauft hatten, war keine Rücksicht zu nehmen; und erst recht nicht auf die ersten Besitzer, die ihre zum wucherischen Uebernahmepreis erworbenen Obligationen noch liegen hatten. Allen Vermuthungsgründen wurde in den Generalversammlungen stets mit nichtsfagenden Ausflüchten begegnet und allen Warnungen zum Troß blieb die Verwaltung bei ihrem rucklosen Optimismus. Jetzt plötzlich ist sie zu Vorschlägen genöthigt, die den früher abgelehnten sehr ähnlich sind. Mit einigen Abweichungen im Detail werden die Forderungen der deutschen Aktionäre nun auch von der Verwaltung aufgenommen. Sie versagte ihnen die Anerkennung, so lange es sich nur um das Interesse der Aktionäre handelte, und fügte sich erst, als die Obligationäre vor der Gefahr des Zinsverlustes standen. Wäre die Südbahnverwaltung nicht so kurzfristig gewesen, hätte sie sich schon vor fünf Jahren zu Reformen entschlossen, dann hätten die Aktionäre allerdings vielleicht eine um 1 oder 2 Prozent höhere Dividende bekommen, die Beunruhigung der Obligationäre wäre aber vermieden worden, die den Kredit der Gesellschaft mehr geschädigt hat, als irgend eine reformirende Maßregel vermöchte. In den Publikationen der Südbahn werden fast wörtlich die Gründe der Opposition nach Welshaus Gutachten angeführt. Haben die weisen Herren wirklich erst jetzt eingesehen, daß diese Gründe stichhaltig sind?

Der lange Widerstand der Direktion ist — darüber täuscht sich wohl Niemand — darauf zurückzuführen, daß die Rothschilds in Wien, Paris, London nicht Lust hatten, die Sünden ihrer Väter an der Lombardenbahn gutzumachen; sie wollten die alte Beutepolitik weitertreiben. Aus diesem Lager stammt auch sicher der Satz, den ich in einem berliner Börsenblatt fand: „In den Verhandlungen, die im verfloffenen Herbst zwischen dem wiener Verwaltungsrath der Südbahn und den Mitgliedern des pariser Komitees in Paris gepflogen wurden, ist die Vereinbarung getroffen worden, eine von den deutschen Aktionären schon lange betriebene Auseinandersetzung mit den Prioritätenbesitzern erst dann anzubahnen, wenn die ziffermäßigen Ergebnisse der Bilanz für das abgelaufene Geschäftsjahr vorliegen und aus dieser Bilanz die unabweisliche Nothwendigkeit solcher Schritte sich ergibt.“ Das heißt: wir haben beschlossen, bis zur allerletzten Stunde, so lange, wie es irgend möglich ist, die Kräfte der Gesellschaft für die Obligationenbesitzer anzunutzen, mag dabei auch die Gesellschaft zu Grunde gehen. So lange nur die leiseste Hoffnung auf vollen Zinsgenuß der Obligationäre blieb, sträubte man sich mit Händen und Füßen gegen jede Reform. In dem Bericht des erwähnten Börsenblattes, das ein vielleicht ahnungsloser Schmock von Wien aus bedient, steht aber noch Schöneres. Zunächst wird versichert, die Transaktion sei natürlich im vollsten Einverständniß mit den wiener und pariser Häusern Rothschild erfolgt. Dann aber heißt es: „Doch mag bei diesem Umlaß den widerwärtigen Unterstellungen entgegenzutreten werden, daß das Haus Rothschild wegen seines Prioritätenbesitzes die Interessen der Aktionäre denen der Prioritätenbesitzer hintanzieht. In dieser Beziehung ist Ihr Korrespondent von maßgebender Stelle autorisirt, mitzutheilen, daß seit Jahr und Tag der Besitz der beiden Häuser Rothschild an Obligationen der Südbahn ein ganz geringer ist, während die beiden Welshäuser allerdings einen sehr bedeutenden Aktienbesitz in sich vereinigen, durch den sich kaum wieder einbringliche Verluste von vielen Millionen

ergeben.“ Ich kann natürlich keine positiven Angaben über den Prioritätenbesitz der Herren Rothschild machen, da ich leider zu ihnen gar keine persönlichen Beziehungen habe. Ich kann auch nicht für die Richtigkeit der Darstellung bürgen, die ein freundlicher Zufall mir zugetragen hat. Danach hat das Geschick der dreiprozentigen Südbahnobligationen den Inhalt einer Tragikomödie im Hause Rothschild geliefert. Zur Aussteuer einiger Töchter aus diesem Haus hatten starke Posten österreichischer Südbahnobligationen gehört und jede Zinsverkürzung könnte recht bösen Familienzwist herbeiführen. Das mag eine der vielen Legenden sein, die wiener Phantasie erfunden hat, meinetwegen auch ein schlechter Witz. Die Methode aber, die von den Rothschilds und ihrer Presse angewandt wird, verdient Beachtung. Der Aktienbesitz der Familie Rothschild soll Millionen betragen. Das glaube ich; auch, daß auf diesen Aktien vielleicht Verluste ruhen, deren Höhe minder bemittelte Leute in den Konkurs treiben könnte. Die Frage ist nur, ob es sich hier nicht am Ende um Verluste handelt, die man durch Gewinne auf der anderen Seite, namentlich bei der Verzinsung und Tilgung der Obligationen, wieder einzubringen hofft. So oder ähnlich muß es sein; sonst wäre der Verlauf der bisherigen Generalversammlungen, die ganz unter Rothschilds Einfluß stehen, überhaupt nicht zu begreifen. Man braucht übrigens nur einen Blick auf die Statuten der Südbahn zu werfen, um das Streben zu merken, den Aktionären alle Rechte zu verkümmern. Erst der Besitz von vierzig Aktien gewährt das Recht auf eine Stimme. Niemand darf mehr als höchstens zehn Stimmen für sich und zehn Stimmen mit Vollmacht vertreten. Nur Aktionäre dürfen die Vertretung fremder Aktien übernehmen. Diese Bestimmungen haben das Gros der Aktionäre völlig ausgeschlossen und den Rothschilds und deren Strohmannern alle Macht gesichert. Thatsächlich ist man von je her übel mit den Aktionären umgegangen. Wegen einer geringfügigen Konzessionsverlängerung hat man die fünfprozentige Dividendengarantie in die Garantie eines Bruttoerträgnisses umgewandelt. Und 1899 hat die Generalversammlung beschlossen, die bis dahin bestehende Pariauslösung für die Aktien zu suspendiren; dieser Beschluß brachte die Aktien um ihre letzten Chancen. Wer soll denn glauben, eine unbefugte Generalversammlung, die wirklich nur Aktionärinteressen vertritt, könne solche Beschlüsse fassen? Nein; im Verwaltungsrath sitzen Leute, die Rothschild am Draht lenkt, und die Generalversammlungen sind von Rothschild inszenirte Komödien. Der Betriebsleiter, Herr Eger in Wien, trägt zwar den Titel eines Generaldirektors, hat aber nach dem Statut gar nichts zu sagen. Der Verwaltungsrath herrscht und der Verwaltungsrath ist Rothschild.

Auch im Geschäftsleben ist Macht des Rechtes Schöpferin. Wenn also die Rothschilds eine durch ihre Finanzpolitik an den Rand des Abgrundes gebrachte Gesellschaft noch weiter ausbeuten wollen, so wird schwerlich Jemand sie hindern können. Nur sollen sie uns dann wenigstens mit ihren ethischen Redensarten verschonen und uns nicht vorjammern, wie viel sie an den Lombardenaktien verloren haben. Der Egoist, der den Muth seiner Strupellosigkeit hat, ist zu ertragen; sentimentale Wucherer aber sind kaum noch in Melodramen möglich.

Plutus.